 Tetteles

Giebt es eine Knochensyphilis?

Oder sind die in der Syphilis auftretenden Knochenleiden Produkte des Quecksilbergebrauchs?

Ein historisch-kritischer Exkurs.

Von

Andreas Ludwig Jeitteles,

der Arzneiwissenschaft Doctor, ordentlichem öffentlichem Professor der Physiologie, allgemeinen medicinischen Pathologie und Therapie, Heilmittellehre, pharmaceutischen Waarenkunde, Receptirkunst und Diätetik an der k. k. med.-chir. Lehranstalt in Olmütz, emeritirtem Rector und Professor der ehemaligen k. k. Franzens-Universität daselbst, der Wiener medic. Facult. ordentl., der k. k. Gesellschaft der Wiener Aerzte correspond., der Großherzogl. Sachsen-Weimar-Eisenachischen Societät zu Jena für Mineralogie und Geognosie Ehren-Mitgliede ꝛc. ꝛc.

Veritas laborare potest, vinci non potest.
Erasm. Roterod. Farr. Epist. pag. 157.

Olmütz.
Friedrich Große's Buchhandlung.
1862.

Druck von Franz Slawik.

I.

Einleitendes.

Seltsamer Weise kehren in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit dieselben Irrthümer zurück, die man längst beseitigt glaubte, und an deren Beseitigung die besten Männer ihre ganze Kraft gesetzt hatten.

Fast sollte man meinen, es ereigne sich in dieser Beziehung auf wissenschaftlichem Gebiete eben das, was wir auf politischem so oft beobachten. So wie hier, wenn nach geführten blutigen Kriegen der Frieden und die Ruhe der Welt endlich gesichert scheinen, immer wieder ein Heißsporn auftritt, der diesen Frieden und diese Ruhe neuerdings in Frage stellt: so wirft sich dort irgend ein von Großmannssucht emphysematisch aufgeblähter Federheld zum Neuerer und Reformator auf, indem er an einem durch die Jahrhunderte geheiligten Lehrgebäude rüttelnd, es umzustürzen wenn auch nicht vermag, doch versucht, ohne daß er sich dessen, was er an die Stelle des etwa zu Fall gekommenen hätte setzen wollen, immer klar bewußt ist. Und in der That, ein solches Gebahren hat hier wie dort seine nicht geringen Nachtheile. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen, welche zu denken weder Zeit noch Lust noch Gelegenheit, häufig auch nicht die Befähigung hat, wird mit Argwohn und Mißtrauen erfüllt; man staunt, man stutzt über den unaufhörlichen Wechsel von Meinungen und Ansichten; man bedauert wohl gar sein und der Seinigen Wohl Männern anvertrauen zu müssen, welche heute billigen, was sie morgen verwerfen, heute mit Lob überschütten, was sie morgen in den Staub ziehen; die Achtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern sinkt, mit der Achtung der Glaube, mit dem Glauben das Vertrauen. Die Männer der Wissenschaft ihrerseits haben die Hände vollauf zu thun, um den von unberufenen Eindringlingen verursachten Schutt hinwegzuräumen, aufgestiegene Zweifel zu bekämpfen und niederzuschlagen, verbreitete Vorurtheile zu zerstören, irrige Begriffe zu berichtigen; und so verschwenden sie an ein mühsames aber wenig lohnendes Geschäft eine kostbare Zeit und einen edlen Eifer, welche rühmlicheren Zwecken zu widmen, für sie wie für die Welt von größerem Vortheile gewesen wäre. Gleichwohl dürfen sie sich dieser Aufgabe nicht entziehen, und insbesondere liegt Jenen, zu deren Beruf es gehört, das nachwachsende Geschlecht vor schädlichen Mißgriffen zu bewahren, die Verpflichtung ob, zur Abwehr des Falschen und Verderblichen die scharfe Waffe der Vertheidigung nicht nur, sondern, wenn es sein muß, sogar des verletzenden Spottes mit eben so großem Nachdrucke wie nicht zu ermüdender Ausdauer zu führen. Nur von diesem letzteren Gesichtspunkte wollen die nachfolgenden Zeilen betrachtet sein. Wenn in ihnen Ausführlichkeit, tieferes Eingehen in das Detail, erschöpfende Darstellung vermißt wird, sot mag es gestattet sein zu bemerken, daß es in unserer Absicht nicht lag, ein Buch zu schreiben. Wir wollten nur das, was Lektüre bewährter Fachmänner, Studium der Geschichte, eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken an die Hand gaben, vorläufig (bis die Gunst des Geschickes es etwa erlaubt, auf den hochwichtigen Gegenstand dereinst in ausführlicherer Weise zurück zu kommen) in einigen flüchtig hingeworfenen Aphorismen niederlegen, um auf den lernenden Theil der Jugend bei seinem demnächst erfolgenden Uibertritt in das praktische Leben, so weit unsere Kraft reicht, anregend, belehrend, warnend einzuwirken. Denn die Verführung ist mächtig, der Irrthum kühn, die Sache, um die es sich handelt, von unermeßlicher Tragweite für die Gegenwart wie für alle Zukunft. Von der Anmaßung, Meistern des Faches Neues und Unerhörtes bieten zu wollen, wissen wir uns frei. Allezeit war des edlen **Morgagni** schöner Ausspruch: Longe mihi potior cura est veritatis quam novitatis bei unsern wissenschaftlichen Bestrebungen unsere Richtschnur und unser Leitstern.

II.

Feinde und Freunde des Quecksilbers.

Wir sind, wie man leicht erräth, zu den voranstehenden Betrachtungen durch den in unsern Tagen wieder lebhafter als je entbrannten Streit zwischen Merkurialisten und Antimerkurialisten veranlaßt worden. Es geht den Arzneistoffen wie den Menschen: den geringfügigen und unbedeutenden anzutasten kommt Niemandem in den Sinn; dagegen entgeht kaum irgend einer von Belang dem Schicksale der Verläumdung, wenigstens in so lange nicht, bis nicht dessen rühmliche Eigenschaften durch eine fortgesetzte Reihe strengster und sorgfältigster Prüfungen über allen Zweifel erhaben von aller Welt anerkannt sind. Aber selbst dann wird es immer noch böswillige oder flachköpfige Krittler genug geben, welche „das Strahlende zu schwärzen" suchen. Man erinnere sich nur, wie bitter die China, dieses souveräne Mittel, welchem kein anderes aus der Gruppe der tonisch-abstringirenden auch nur entfernt an die Seite gestellt werden kann, wie bitter, sagen wir, sie von **Boerhaave** und **Stahl** angefeindet worden, zwei Männern, von deren Weltruf man doch hätte erwarten sollen, daß sie bei Beurtheilung des therapeutischen Verhältnisses eines so großartigen Mittels einen tiefern Einblick bewähren und eine vorurtheilslosere Ruhe behaupten würden. Aber sie kannten es nicht in seiner ganzen damals noch unerforschten Individualität, in seiner, wenn wir so sagen dürfen, schroffen Größe; darum mißachteten sie es. Um nichts besser erging es den Antimonialien. Der Haß gegen dieselben, als vermeintlich höchst schädliche und giftig wirkende Mittel, stieg so hoch, daß das Parlament zu Paris im Jahre 1566 sich bewogen fühlte, durch einen Beschluß den Gebrauch derselben bei sehr harter Strafe gänzlich zu untersagen; und nur dem bekannten Nitimur in vetitum verdanken wir es, daß die Aerzte jener Zeit die Spießglanzmittel gleichwohl, wenngleich geheim, anzuwenden fortfuhren, bis sie endlich in ihren Beziehungen zu dem kranken Organismus durch tausendfältige Beobachtungen richtig erkannt und gewürdigt zu jener Stufe der Beliebtheit sich emporschwangen, auf der wir sie gegenwärtig sehen. Und die Goldmittel? Wurden sie nicht theils verhöhnt, theils ignorirt, weil die Anhänger der spagyrischen Schule freilich manches Unwesen mit ihnen getrieben hatten, bis sie endlich (1811) durch den französischen Arzt **J. A. Chrestien** aus der Dunkelheit, in welche sie gesunken waren, wieder hervorgezogen und mit Beifall und Zustimmung der ärztlichen Welt dem übrigen Arzneiapparat als neue wirkungsreiche Mittel hinzugefügt wurden? Aber alle diese Recriminationen sind wahre Bagatellen gegen das Heer von Beschuldigungen, welche das Quecksilber von jeher über sich hat ergehen lassen müssen. Die Anklagen gegen dieses Metall sind im buchstäblichen Sinne des Wortes zahllos, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß sie so alt sind, wie die Wissenschaft selbst. Denn die Reihe der Ankläger eröffnet eigentlich schon **Galen**, dieser außerordentliche Mann, mit dem die wissenschaftlich-sistematische Medizin erst beginnt, indem **Hippokrates** seine reichen und glücklichen Erfahrungen ja doch nur in den engen Rahmen orakelhaft ausgesprochener gedankenvoller Sätze zu pressen liebte. **Galen** [1]) zählt das Quecksilber zu den höchst verderblichen Giften, obwohl er an einem andern Orte [2]) gesteht, dies nur von Andern gehört und selbst es nie, sei es innerlich, sei es äußerlich, am Krankenbett in Gebrauch gezogen zu haben. Ebenso behauptet **Dioscorides** [3]) das Quecksilber habe eine Verderben bringende Gewalt und fresse die Eingeweide durch sein Gewicht an [4]); und **Plinius** [5]) sagt von ihm: Venenum rerum omnium est perrumpitque vasa permanans tabe dira, indem er später [6]) noch nachdrücklicher hinzusetzt: Quod cum venenum esse conveniat, omnia quae in medicinae usu traduntur temeraria arbitror. Bei dem unerschütterlichen Ansehen, in welchem diese Männer nahezu anderthalb Jahrtausende hindurch standen, konnte es nicht fehlen, daß man ihnen, wie in allem Uibrigen, so auch in der Mißachtung des Quecksilbers als Heilmittel

[1]) De simplic. Med. facult. Lib. IV. cap. 19 et Lib. V. cap. 19.

[2]) De simpl, Med. fac. Lib. IX. cap. 3.

[3]) De Medic. Mater. Lib. V. cap. 110.

[4]) Δυναμιν δὲ ἔχει φθαρτικαν ποτεισα. τῷ βαρει διαβιβρώσκουσα τα ἐντος. An einem andern Orte (Alexipharm. Cap. 28) gibt er aber zu, das Quecksilber leiste dieselben Dienste wie die Bleiglätte (ὑδραργυρος δέ ποτεισα τα αὐτὰ ἐπιφέρει τῇ λιθαργύρῳ, και ἐπὶ τοῦτων δει τας αὐτοῖς βοηθήμασι χρῆσθαι), von der er früher (De Medic. Mat. Lib. V. Cap. 102) behauptet hatte, daß sie zu Augenwässern und zur Beseitigung häßlicher Narben verwendet werden könne (δωκει δε ἡ πεπλυμενη ἁρμόζειν εις τα ὀφθαλμικὰ, καὶ οὐλὰς ἀπρεπεις.)

[5]) Hist. Natur. Edit. Sillig, Hamburg und Gotha 1851. Volum. V. Lib. XXXIII. cap. 6, pag. 100.

[6]) Ibid. pag. 109—110.

schülerhaft-blindgläubig nachsprach, und unter solchen Umständen konnte von einem arzneilichen Gebrauche desselben weder bei **Oribasius**, noch bei **Paul Aegineta**, nach bei **Aetius**, sammt und sonders ängstlichen Nachtretern des alten griechischen Arztes, allerdings nicht die Rede sein. Erst die Araber (**Rhazes, Serapion, Avicenna, Isaac, Mesue**), denen wir so viele arzneiwissenschaftliche Bereicherungen verdanken, wagten es das Quecksilber, aber freilich nur äußerlich, in Form von Unguenten, theils zur Tödtung niederer Thierorganisationen (z. B. in der Phthiriasis), theils zur Heilung der Krätze, Flechten und anderer chronischer Hautausschläge in Anwendung zu ziehen. Hierin hatten sie denn auch Nachfolger genug unter den abendländischen Aerzten. Als dann (1495) die als Hautleiden sich aussprechende Syphilis auf Europäischem Boden auftrat, lag es zwar nahe, sich auch des Quecksilbers als eines zweckmäßigen Heilmittels dagegen, wenigstens äußerlich, zu bedienen; gleichwohl scheinen in den allerersten Jahren des Ausbruchs der Seuche, wenn man die rohen Empiriker ausnimmt, (barbitonsores, sutores, cerdones, viatores, aromatarii, herbarum collectores, caeterique mechanici et vagabundi et impostores werden sie von den Schriftstellern der damaligen Zeit genannt), die wissenschaftlich unterrichteten Aerzte eine Scheu vor dem Quecksilber als Antisyphiliticum gehabt zu haben, denn man liest in dem therapeutischen Theil ihrer Syphilographieen nur immer von Aderläßen, Purgirmitteln und Schweißtreibenden Mitteln, ja man stößt bei ihnen sehr häufig auf einen offen ausgesprochenen Haß gegen das genannte Mittel; und der wackere **Behrend** mag demnach etwas zu weit gehen, wenn er [1]) behauptet, daß der Merkur schon 1495 von den Aerzten gegeben worden, indem er sich hiebei auf eine vereinzelte Stelle des um diese Zeit als Syphilograph aufgetretenen **Alexander Benedictus** stützt. **Alexander Benedictus** spricht zwar von einem Speichelfluß, wodurch die Syphilis wesentlich erleichtert wird; ob aber dieser Speichelfluß durch das Quecksilber herbeigeführt worden ist, davon sagt er nichts. Gewiß ist, daß schon am Schlusse des fünfzehnten und im ganzen sechszehnten Jahrhunderte das Quecksilber zahlreiche und gewichtige Gegner hatte. Wir können begreiflicher Weise nur die bedeutendsten darunter anführen. Daß der früheste Beobachter der Syphilis **Marcellus Cumanus** (1495) das Quecksilber in Gebrauch zog, möchten wir sehr bezweifeln. Er sagt zwar: Ego cum phlebotomia in saphena, aliquando in basilica procedebam cum digerentibus, purgantibus, unctionibus in locis necessariis; da er aber die Bestandtheile der Salben, deren er sich bediente, nicht näher angibt, so mögen dieselben wohl aus andern Substanzen zusammengesetzt gewesen sein, als aus Quecksilber. **Nikolaus Leonicenus** (1497) und **Natalis Montesaurus** (1498) waren entschiedene Feinde des Quecksilbers; in ihren Präskriptionen findet sich nicht ein Gran desselben; ihre Therapie beschränkte sich auf eine äußerst strenge Diät, auf Blutentziehungen, und auf Ausleerungen durch den Darmkanal und die Haut. **Kaspar Torella** (1499) scheint zwar anfänglich eine geringe Dosis Quecksilber seinen Salben gegen syphilitische Geschwüre beigemischt zu haben; durch das Unheil, welches betrügerische Quacksalber (die von dem Worte Quecksilber ihren Namen haben) mit dem in Sprache stehenden Arzneimittel anrichteten, abgeschreckt, erklärte er sich aber später mit großer Feindseligkeit gegen allen und jeden Gebrauch des Quecksilbers in der Syphilis. Auch **Konrad Schellig** (1500), **Anton BeniveniuS** (1507) und **Wendelin Hock** (1514) mißtrauten dem Quecksilber und erwähnen seiner nur historisch; der letztere namentlich empfiehlt bei dessen Gebrauch die höchste Umsicht, indem es zuweilen mehr schade als nütze (nocumentum aliquando juvamento est majus). So kam es denn, daß, als im Jahre 1508 durch den Priester **Delgado** das Quajak aus Amerika nach Spanien gebracht wurde, und **Ulrich von Hutten** mit seiner berühmten Schrift De morbi gallici curatione per administrationem ligni Quajaci Mainz 1519, 4. hervortrat, die mit der Abneigung gegen das Quecksilber schon hinreichend gesättigten Aerzte fast durchgehends von dem Gebrauche desselben als Antisyphiliticum sich ab- und dem Quajak zuwendeten; obgleich schon ein Jahr vorher **Leonhard Schmaus**, ein Salzburger Arzt, in seiner verdienstvollen Schrift De morbo gallico et cura ejus noviter reperta cum ligno Indico Augsburg 1518, 4. die ärztliche Welt auf dieses „einfache und dennoch so höchst wirkungsreiche Mittel“ (Medicina simplex, quae simul omnes intentiones complectitur in suis qualitatibus) dringend aufmerksam gemacht hatte. Es wiederholt sich hier die schon so oft gemachte merkwürdige Erscheinung, daß die Aerzte sich lieber von Nichtärzten (man erinnere sich an die Erfolge des **Priesnitz**, der eine Unzahl wissenschaftlicher Beschreiber der Heilwirkungen des Wassers zu Vorgängern hatte, [2]) belehren lassen, als von Fachgenossen.

---

[1]) Syphilidol. Leipzig 1844. III, 154, Anmerkung.

[2]) Wie umfangreich, aber auch zugleich wie wissenschaftlich werthvoll war z. B. der Artikel „Wasser“ in Ph. F. W. Vogt's schon 1821 erschienener „Pharmakodynamik,“ und wie viele Mühe gab sich beiläufig um dieselbe Zeit der Wiener Hofmedikus Fröhlich, um dem Wasser als Heilmittel Eingang und Geltung zu verschaffen! Aber das Alles wurde so lange tauben Ohren gepredigt, bis man durch die von Gräfenberg her mit wachsender Gewalt in immer kürzeren Zwischenräumen erfolgenden Lobposaunenstöße nun endlich doch aus dem Schlummer geweckt, von einem einfachen Landmanne sich belehren lassen mußte, daß im Wasser Heilkräfte verborgen liegen, von denen man früher nichts wußte, weil man — nichts liest.

Neben dem Quajak spielen die Sarsaparillawurzel (die bei den Alten auch unter den Namen Sparta-Parilla und Salsaparilla vorkommt), die Chinawurzel (Rad. Chinae nodosae) und die Sandriedgraswurzel (Rad. Caricis arenar.) eine, wiewohl untergeordnete, Rolle. **Johann Manardus** (1500—1533), **Nikolaus Poll** (1536), **Andreas Vesalius**, **Leonhard Fuchs** (1542), **Benedictus Victorius** (1551) waren leidenschaftlich in ihrer Verehrung dieser Mittel wie in der Verachtung des Quecksilbers. **Johann Baptist Montanus** (1550) ereifert sich sogar gegen dieses Metall so sehr, daß er es ein pessimum venenum et exterminandum a toto usu Medicinae, quod licet videatur curare non curat, nennt; **Fernelius** (1556) meint, es sei kein Antidot, sondern eine Erfindung roher Empiriker, so trügerisch, unzuverlässig und grausam, daß ein redlicher und für das Staatswohl besorgter Mann es niemals am Krankenbette versuchen sollte (neque a viris bonis et reipublicae studiosis tam fallacem, incertam, atque adeo crudelem curationem unquam tentari debere); **Gabriel Faloppia** (1560) tritt zwar etwas bescheidener auf, indem er den Quecksilbergebrauch nicht geradezu verdammt, allein er zieht ihm den Gebrauch der genannten vegetabilischen Mittel wegen ihrer Zuverlässigkeit dennoch bei weitem vor (si habemus rationes curandi, quae utplurimum et certius sanant, cur utemur hydrargyro, ex quo non ita certa, non ita tuta succedit sanitas?); und Fernel's Schüler, **Julius Palmarius**, (1578) tritt nur in die Fußtapfen seines Lehrers, wenn er behauptet, der Gebrauch des Quecksilbers sei ein unsicherer und gefährlicher, wo hingegen jener des Quajaks gewiß und auf eine leichte Art zum Ziele führe (curatio per Quajacum certissima, tutissima ac facillima).

Freilich fehlte es auch nicht an Männern, welche unbefangen und einsichtsvoll genug waren, ein so großartiges Mittel wie das Quecksilber gehörig zu würdigen und zu benützen. Dahin gehörten schon in der allerersten Zeit des Ausbruchs der Syphilis **Konrad Gilinus** (1497) und **Simon Pistor** (1498), die ihren Salben eine ganz geringe Quantität Quecksilber (jener den vierzehnten, dieser den fünfzehnten Theil des Ganzen) beimischen, ebenso **Johann de Vigo** (1503), welcher der Erste war, der den äußerlichen Gebrauch des rothen Präcipitats in die Syphilidotherapie einführte; **Jakob Cataneus** (1516), ein warmer Vertheidiger der Quecksilbereinreibungen gegen deren Verläumder; sodann **Johann Almenar** (1516); und später, als der Quajakenthusiasmus zu grassiren anfing, **Jakob von Bethencourt** (1527), der in einem Dialog die Quecksilber- und die Quajakvertheidiger einander gegenüberstellt, und jene den Preis gewinnen läßt; **Hieronimus Fracastori** (1530), ein sehr diskreter Darreicher des Quecksilbers, der es nicht unbedingt lobt, aber auch nicht unbedingt verdammt; **Nikolaus Massa**, der wahrhaft klassische Schriftsteller über Syphilis aus jener Zeit, und **Petrus Andreas Matthiolus** (1536); **Paracelsus**, einer der ersten und kundigsten Beobachter der Syphilis, wenige Monate vor ihrem Ausbruche geboren und 1541 gestorben; **Amatus Lusitanus** (1550); der treffliche von **Josef Scaliger** wahrscheinlich aus persönlichen Gründen höchst ungerecht beurtheilte **Antonius Musa Brassavolus** (1551); **Antonius Fracantianus** (1564); **Leonhard Botallus** (1565), der auch als Anatom berühmte Mann, der das Quecksilber sehr beredt vertheidigt, „indem es nur dann schade, wenn der Arzt aus Unkenntniß es nicht zu reichen, und der Kranke aus Unachtsamkeit es nicht zu gebrauchen verstehe;" **Andreas Alcaçar** (1575); der große Pariser Wundarzt und Leibchirurg vier französischer Könige **Ambroise Paré** (1575—92); **Hieronimus Capivaccius** (1590), der zuerst darauf aufmerksam machte, daß man das Quecksilber mit Handschuhen und von den untern nach den obern Theilen, nicht umgekehrt, einreiben solle; **Petrus Forestus** (1596) und **Herkules Saxonia** (1597), welcher Letztere sehr verständig die mildere von der strengeren Form der Syphilis unterscheidet, in dieser den Gebrauch des unwirksamen Quajak verwirft und lieber zu dem bedenklichen Quecksilber greift, als die schreckliche Krankheit ungeheilt läßt. Alle diese Männer hielten die weise Mitte zwischen übertriebenen Lobeserhebungen und unverdienten Herabsetzungen des Quecksilbers; sie bedienten sich seiner, obgleich höchst mäßig und ohne die vegetabilischen und diätetischen Mittel daneben zu vernachlässigen. Ihr Beispiel konnte nicht verfehlen, auf die Denkweise der zeitgenössischen und nachwachsenden Aerzte günstig einzuwirken. Ein völliger Umschwung trat ein. Die Quajakenthusiasten mußten endlich einsehen, daß dieses Mittel von verhältnißmäßig geringer Heilwirkung zur Heilung einer exquisiten Syphilis nicht ausreiche; wie denn auch **Ulrich von Hutten** trotz seiner hochtönenden Anpreisungen des Quajaks nach wenigen Jahren zuletzt doch ein Opfer seines nur scheinbar zum Stillstande gebrachten syphilitischen Leidens wurde. Dazu kam noch, daß König Franz I. von Frankreich durch die neu erfundenen Pilulae Barbarossae (ein Gemisch aus lebendigem Quecksilber und Terpenthin) von der Syphilis sich befreite, wodurch zugleich das Widrige der Schmierkur glücklich vermieden wurde; ein Umstand, der nicht wenig geeignet war, nach allen Seiten hin Aufsehen zu erregen. Und so stoßen wir denn im ganzen siebenzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte fast auf keinen ausschließlichen Lobredner der Schwitzkuren, wie auf keinen fanatischen Gegner der Quecksilberkuren mehr. Im Gegentheile war man nach dem Vorgange **Sydenham's**, **Boerhaave's**, **Astruc's**, **John Hunter's** und anderer großen Aerzte jener Zeit beinahe einstimmig der Meinung, daß unter allen bekannten Mitteln das Quecksilber allein fähig sei, die Syphilis mit der Wurzel

auszurotten. Erst unserer an Ostentations- und Neuerungssucht kränkelnden Zeit war der zweifelhafte Ruhm vorbehalten, an der Verläßlichkeit des Quecksilbers als Antisyphiliticum nicht etwa nur bescheiden zu zweifeln, sondern es in dieser wie in jeder andern Beziehung auf das Entschiedenste und Hartnäckigste zu bekämpfen, ja vor dessen wie immer geartetem Gebrauche wie vor einem der verderblichsten Gifte das ärztliche und sogar das nichtärztliche Publikum nachdrücklichst zu warnen. Reinlichkeit, Ruhe, strenge Diät, Blutentziehungen, Abführmittel und Schweißtreibende Mittel sollen das Quecksilber in der Syphilis ganz oder großentheils ersetzen können. Man sagt dabei freilich nichts Neues. Aber was verschlägt das? Wenn man die verblüffte geschichtsunkundige Welt nur glauben machen kann, sie höre was Neues.

Den ersten Anstoß zu dieser vermeintlichen Umwälzung in der Behandlungsweise der Syphilis gab der ärztliche Chef der englischen Armee in Portugal und Spanien zu Anfange unseres Jahrhunderts **William Fergusson**, welcher bemerkt haben wollte, daß die Syphilis in Portugal viel milder verläuft als anderwärts, und daß die portugiesischen Aerzte das Uibel nur durch örtliche nichtmerkurielle Mittel glücklich beseitigen, ohne daß „einzelne wenige Fälle abgerechnet“ allgemeine Syphilis nachfolgt, während die mit Quecksilber behandelten englischen Soldaten nach **Fergusson's** Behauptung von der Syphilis hart mitgenommen wurden. Er schlug daher denselben Weg ein, und will durch sein simple treatment höchst beachtenswerthe Resultate erzielt haben. Ihm schlossen sich als getreue Schildträger die englischen Aerzte **Rose, Thomson, Guthrie, Hennen, Hill, Sommerville, Alcock** u. A. an, gestanden aber zuletzt doch, daß von den ohne Quecksilber behandelten Kranken die Meisten, von den mit Quecksilber behandelten Kranken die Wenigsten konsekutive syphilitische Symptome erlitten. Von England verbreitete sich die neu aufgewärmte Lehre (crambe decies cocta) nach Frankreich, wo sie durch den Alles mit der rothgefärbten Entzündungsbrille sehenden **Broussais** von der Lehrkanzel herab beschützt, von **Begin, Chaussier, Desruelles, Devergie** u. A. in das praktische Leben eingeführt wurde. Deutschland durfte natürlich nicht zurückbleiben. Die Initiative ergriff 1819 **Brünninghausen** im Militärlazareth zu Würzburg. Seine daselbst angestellten Versuche mit der nichtmerkuriellen Behandlungsweise wurden von **Handschuch***) gesammelt herausgegeben, der sich zu derselben Ansicht bekennt. Beide wollen die Syphilis ohne Quecksilber vollständig geheilt haben. Hierauf (1824) folgte **Fricke** in Hamburg, welcher behauptet, die Syphilis trete viel bösartiger auf bei Jenen, welche mit Merkur, als bei Jenen, welche nicht mit Merkur behandelt werden. Namentlich sollen nächtliche Knochenschmerzen, Beinfraß der Nasenknochen, Schlund- und andere Geschwüre, Hautausschläge der schlimmsten Art weit öfter die Folgen sein der merkuriellen als der nichtmerkuriellen Behandlung; bei letzterer überhaupt nur dann, wenn der Kranke schon früher Quecksilber bekommen hatte. Nach **Fricke** schwuren **Wilhelm** in München (1828), **Kluge** und **Bonorden** in Berlin (1830) zur Fahne der Antimerkurialisten. **Wilhelm** ist gar böse auf das Quecksilber zu sprechen. Kein Präparat, keine Methode genügt ihm. Aber freilich geht aus seinen Geständnissen nur zu deutlich hervor, daß er das Quecksilber in der Syphilis gleich so manchen anderen Aerzten ohne Berücksichtigung des Verhaltens der Kranken aufs Gerathewohl angewendet habe. Denn er sagt ausdrücklich, daß er sich nachgerade überzeugt habe, „der Merkur heile nur in Verbindung mit strenger Diät, Reinlichkeit, körperlicher und geistiger Ruhe, und einer milden gleichmäßigen Temperatur. Fehlten diese Bedingungen, so gelang diese Heilung unvollkommen oder gar nicht, oder es stellten sich böse Zufälle ein.“ Wer wird ihm hierin widersprechen wollen? **Kluge** und **Bonorden** behandelten sämmtliche Syphilitische, einige mit sekundärer Syphilis Behaftete ausgenommen, ohne Merkur mit Neutralsalzen, und behaupten von dieser Kurmethode nur Gutes gesehen zu haben. Allein in welche Widersprüche sich insbesondere der letztere Arzt durch seinen antimerkurialistischen Eifer verwickelt, werden wir später sehen. Hier sei nur bemerkt, daß er ungeachtet seiner Abneigung gegen das Quecksilber gleichwohl zugibt, „die deutschen Aerzte hätten allerdings weniger Grund von der Behandlung der Syphilis mit Quecksilber abzugehen, weil sie dasselbe vorsichtiger und methodischer anwenden, als die englischen und französischen Aerzte.“ Das heißt also doch so viel als: Gebt nur das Quecksilber methodisch und vorsichtig, und ihr werdet keinen Grund haben zu bereuen, es gegeben zu haben. **F. A. Simon** d. j. in Hamburg und **Johann Wendt** in Breslau neigten sich eine Zeit lang auf Seite der Antimerkurialisten, kehrten aber doch, der Erstere, wie es sich von einem so gewiegten Kenner Alles dessen, was die Lehre von der Syphilis betrifft, nicht anders erwarten ließ, ganz unumwunden und öffentlich, der Letztere ganz in der Stille, zu der Behandlung mit Quecksilber zurück. In der ganz jüngsten Zeit ist wieder ein antimerkurialistischer Lärmruf von Wien her erschollen, der Hauptstadt jenes Reiches, welches die beiden eifrigsten Vertheidiger der großen Innuc-

---

*) Uiber die Lustseuche und ihre Behandlung ohne Quecksilber. Würzburg 1826, 8.

tionskur, Louvrier und Rust, zu seinen Söhnen zählt. Der Abtheilungsvorstand im k. k. Krankenhause Wieden Herr **Josef Hermann** *) geht in seiner Anfeindung des Quecksilbers mit so maßloser Heftigkeit vor, daß er seine Meinungsgenossen sammt und sonders weit hinter sich zurückläßt. Wir kommen auf diese Fanfaronnade im Verlaufe unserer Abhandlung zurück.

III.

Hohe Wichtigkeit des Gegenstandes; die Geschichte die beste Wegweiserin zur Auffindung der Wahrheit.

Wie viel aber auch über diesen keineswegs noch spruchreifen Gegenstand nach der einen wie nach der andern Richtung hin seit mehr als vierthalb Hundert Jahren gestritten und verhandelt worden, er ist zu wichtig, als daß er nicht immer und immer wieder ventilirt zu werden verdiente; so lange, bis er spruchreif und eine der streitenden Parteien mundtodt gemacht ist. Entwickelt sich ja doch nur aus dem Kampfe die Wahrheit. Er ist wichtig für die Wissenschaft, für die Aerzte, für die Menschheit.

Für die Wissenschaft: denn wenn es sich erweisen läßt, daß die sekundären und tertiären syphilitischen Affektionen und namentlich die **Knochenleiden** — von diesen letzteren wollen wir diesmal speziell sprechen — wenn es sich erweisen läßt, sagen wir, daß die Knochenleiden der Syphilis, als solcher, nicht angehören, sondern einzig und allein auf Rechnung des gegen die Syphilis, wenngleich regelrecht, gebrauchten Quecksilbers zu schreiben sind, so haben wir fortan kein Recht, sie unter den pathognomonischen Symptomen der Syphilis aufzuführen; ja wir haben überhaupt kein Recht, die Syphilis als ein eigenes von andern Krankheitsgattungen verschiedenes Genus aufzustellen. Es ist ja Alles nur Irritation, von einem virus syphiliticum kann gar keine Rede sein.

Für die Aerzte: denn sie werden sich doch nicht beschuldigen lassen wollen, daß sie ein Mittel reichen, das entschieden giftig wirkt, das nur Nachtheil und keinen Vortheil bringt.

Für die Menschheit: denn es kann ihr doch nicht gleichgiltig sein zu wissen, ob sie sich in den Händen gewissenhafter, einsichtiger und erfahrener Männer befindet, denen sie ihr Wohl mit Beruhigung anvertrauen kann, oder in den Händen leichtsinniger Charlatane und in diesem Falle den Namen Quacksalber (vom Quecksilber) par excellence verdienender Unwürdiger, die, gleichviel ob ein Mittel nütze oder schade, blindlings es verordnen, nur damit sie etwas gethan zu haben scheinen, oder aus noch schlechteren Gründen. Bedenke man ferner, daß durch eine unangemessene Behandlung der Syphilis nicht nur das Individuum gefährdet und fisischem wie moralischem Elende preisgegeben, sondern auch das ganze Menschengeschlecht deteriorirt wird, indem ein an der Syphilis unvollkommen Geheilter sein Leiden, wenngleich nicht in ursprünglicher Gestalt, auf die Nachkommen überträgt; so daß in diesem Falle das Wort der Bibel: „Ich will die Sünden der Väter rächen bis in das dritte und vierte Geschlecht" buchstäblich in Erfüllung zu gehen pflegt.

Wie läßt sich aber der Beweis führen, daß die Knochenleiden durchaus nicht, wie man hie und da zu behaupten noch immer fortfährt, die Produkte des Quecksilbergebrauchs sind, sondern als pathognomonische Symptome der Syphilis so sicher und so constant angehören, daß daran zu zweifeln Widersinn wäre? Wir meinen, wenn auch nicht allein, so doch hauptsächlich durch das Medium der Geschichte. Die Geschichte ist auch in ärztlichen Dingen eine nicht hoch genug zu schätzende Lehrmeisterin; ja es gibt Fragen, welche nur sie zu lösen im Stande ist. Ihre Nachweise, vorausgesetzt, daß die historische Kritik keine Einsprache dagegen machen kann, lassen sich nicht anzweifeln. Was erzählen nun die besten Schriftsteller, welche sogleich in den ersten Jahren des Auftretens der Syphilis in Europa der ärztlichen Welt ihre Beobachtungen über diese verheerende Geißel mitgetheilt haben, also zu einer Zeit, wo das Quecksilber als Mittel gegen die Syphilis entweder ganz und gar nicht gekannt, oder geradezu gefürchtet und gehaßt, daher auch nicht gebraucht, oder wenn auch gebraucht, doch nicht als Ursache der Knochenleiden anzusehen war, weil diese Leiden sogleich nach geschehener Ansteckung auftraten, also bevor noch an die Anwendung, um so weniger an die Einwirkung des Quecksilbers auf den Organismus gedacht werden konnte? Wir wollen sehen. Mögen die verehrten Leser d. Bl. sich nicht abhalten lassen, uns durch das etwas verworrene Gestrüppe langer Citate zu folgen. Das Geschäft ist mühsam, aber der Erfolg, wie uns scheint, lohnend. Wobei

*) Die Nachtheile der Merkurialkur. Wien 1859, 8.

wir aber die Bemerkung uns erlauben, daß wir nicht etwa, wie es die Sitte mancher Autoren ist, aus Citaten citiren, sondern einzelne wenige Fälle ausgenommen, wo es uns ungeachtet aller Bemühung bis jetzt nicht möglich war der ersten Drucke habhaft zu werden, unmittelbar aus den Quellen schöpfen, indem wir die Originalwerke in unsern Händen haben.

IV.

Kur der Syphilis in der allerersten Zeit ihres Ausbruches. Marcellus Cumanus.

Die Syphilis erschien bekanntlich in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts nach Ch. Die Aerzte waren bestürzt, ungefähr in der Art und in dem Grade, wie wir es beim Auftreten der asiatischen Cholera im Jahre 1830 waren, ja noch bestürzter. Man wußte sich keinen Rath. Die Einen behaupteten, die Krankheit sei neu, die Andern, sie sei uralt. Diese verglichen sie mit der Lepra und Elephantiasis, Jene mit der Krätze und andern längst dagewesenen Hautleiden. Man kannte weder die Entstehungs- und Fortpflanzungsweise des Uibels, noch auch die Mittel, welche dagegen anzuwenden wären. Die Therapie bestand in Abführmitteln, blutentziehenden und anderen das Gefäßsistem beruhigenden Mitteln; wenn's hoch kam, in Einreibungen mit aromatischen Salben oder in Bädern aus einfachem warmen Wasser. An das Quecksilber dachte in der allerersten Zeit kein Mensch. Und doch berichtet Marcellus Cumanus, der älteste uns bekannt gewordene Schriftsteller über Syphilis, der als Feldarzt des venetianischen Heeres, welches gegen Karl VIII. von Frankreich focht, Augenzeuge des ersten Auftretens der Syphilis (1495) in Europa war, in seinen Observ. medic. edit. per Georg. Hieron. Velschium. August. Vindel. 1668, 4., daß die Kranken, nachdem einige Tage zuvor Pusteln an ihrem Gesichte und über den ganzen Körper entstanden waren, angstvoll (in angustiis) herumliefen wegen Schmerzen in den Armen, Schenkeln und Füßen (propter dolores in brachiis, cruribus et pedibus). Wollte man etwa dagegen einwenden, daß diese Schmerzen möglicherweise nicht von den Knochen, sondern von den Weichgebilden ausgingen, daß also die Knochen von der Syphilis unberührt blieben, so widersprechen dieser Meinung die Angaben anderer gleichzeitiger Syphilidologen, wie wir sogleich sehen werden. Marcellus wandte nur Aderlässe, Purganzen und nichtmerkurielle Einreibungen an. Der gelehrte **Justus Grunner** nennt in seinem Aphrodisiacus den Marcellus Cumanus: fidus phaenomenorum narrator ideoque testis fide dignissimus.

V.

Alexander Benedictus.

Mit Marcellus Cumanus zugleich als Feldarzt in der venetianischen Armee 1495 dienend und folglich ebenfalls ein Augenzeuge des ersten Ausbruchs der Syphilis, war Alexander Benedetti, oder wie er sich nach der Sitte damaliger Zeit latinisirt nannte, Benedictus, geb. zu Legnano um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, † um 1525 als Professor zu Padua, der eine mit vielem Beifall aufgenommene und in mehreren Auflagen erschienene Anatomia seu Historia corp. hum. in fünf Büchern *) schrieb, und dessen Opp. omn. zu Venedig 1533 und zu Basel 1549 Fol. herauskamen. Im Lib. I, Cap. 6 der Anatomie erzählt er von einer Sektion, die er an einem an der Syphilis verstorbenen Weibe vornahm, und bemerkt dabei, es sei nicht eben neu, die Knochen Syphilitischer zerstört zu sehen (ossa corrumpi novum non est): aber ganz überraschend sei es für ihn gewesen, bei jenem Weibe die Knochen unter der Beinhaut angeschwollen und bis auf das Mark vereitert gefunden zu haben (ossa sub perostiis integris tumentia et ad medullam usque suppurata invenimus). Im weitern Verlaufe seines Werkes Lib. II. cap. 21 spricht er auch von den nächtlichen Knochenschmerzen der Syphilitischen und von der häßlichen Zerstörung der Glieder (morbus Gallicus, dum haec ederemus [also in den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts] irrepsit tanta omnium membrorum foeditate cruciatibusque nocte praesertim, ut Lepram alioquin insanabilem sive Elephantiasin horrore superet non sine vitae pernicie); wie er denn auch an andern Stellen des Buches versichert, Kranke gesehen zu haben, deren Nase, Hände, Füße und andere Knochen in Folge der Syphilis zerstört worden waren.

---

*) Zuerst Venedig 1493, 8., dann ebendaselbst 1502, 4., zuletzt Köln 1527, 8.

VI.

Natalis Montetesaurus und Jakob Cataneus.

In ganz gleichem Sinne sprechen sich auch Natalis Montetesauro oder Montesaurus, ein Arzt aus Verona, und Jakob Cataneus de Lacu-Marcino, ein Genueser Arzt, aus. Jener schrieb seine Abhandlung De Epidemia, quam vulgares mal Franzoso appellant, um 1497 oder spätestens zu Anfange des Jahres 1498; dieser gab eine Schrift De Morbo Gallico etwa um 1504 heraus. Beide Traktate sind in der von **Alois Luisini** unter dem Titel: Aphrodisiacus sive de Lue venerea Lugd. Batav. 1728. Fol. 12 herausgegebenen Sammlung enthalten. Montesaurus, von dem man nicht ohne Grund vermuthet, daß er die Krankheit selbst gehabt habe, sagt, die Schmerzen kämen besonders des Nachts, und man habe das Gefühl, als ob die Knochen zerbrächen und ausgedehnt würden (ganz so wie auch später **Nikolaus Massa** das Leiden beschreibt), womit eine Art willkürlicher Bewegungslähmung verbunden sei. (Illi dolores affligunt magis nocte adveniente et sentiuntur perinde ac si ossa frangantur et extendantur, cum quadam difficultate movendi membra voluntarie. Luisin. pag. 115). Cataneus sagt ebenda pag. 141: Wenn einmal die Pusteln über den ganzen Körper und besonders an Kopf und Gesicht erscheinen, Rachen und Gaumen exulcerirt und qualvolle Schmerzen den ganzen Körper entlang vorhanden sind (dolores per universum corpus magis infestantes), dann dürfe man an der ausgesprochensten Syphilis nicht mehr zweifeln (Morbum perfectum judicabis).

VII.

Kaspar Torella.

Kaspar Torella, Spanier von Geburt, Hausprälat und Leibarzt zweier Päpste, d. i. Alexander VI. und Julius II. (so schreibt er sich selbst), ein sehr merkwürdiger Mann, schrieb vier Abhandlungen über die Syphilis. In jener Abhandlung, die Consilia quinque Medica betitelt ist, gibt er die Geschichten fünf Syphilitischer, die er im Jahre 1497 behandelt hat. Einer derselben litt zu Anfange der bald nach geschehener Ansteckung entstandenen Krankheit an einem Geschwüre der Ruthe. (Ulcus in virga cum quadam duritie, ohne Zweifel ein Schanker von jener Form, die wir heute mit dem Namen Hunter'scher Schanker zu belegen pflegen.) Nach Verfluß von sechs Tagen ward der Kranke von den heftigsten Schmerzen des Kopfes, des Halses, der Schulterblätter, der Arme, der Schienbeine und der Rippen befallen (arreptus fuit ab intensissimis doloribus capitis, colli, spatularum, brachiorum, tibiarum et costarum). Zehn Tage später erschienen zahlreiche Pusteln an Kopf, Gesicht und Hals. Ein zweiter Kranker bekam zuerst die Schmerzen, und hierauf die Pusteln; dann verschwanden die Pusteln und die Schmerzen am Schienbeine kehrten zurück (aderant initio dolores et deinde pustulae, quibus evanescentibus rediere dolores in tibia). Ein dritter Kranker hatte gleichfalls die heftigsten Schmerzen an den obern und untern Extremitäten, dort wo die Knochen von den Muskeln entblößt sind (praecipue in partibus tibiarum, ubi ossa quasi a carnibus sunt denudata). Torella ist der erbittertste Gegner des Quecksilbers. Seine Leidenschaft geht so weit, daß er Diejenigen, welche Quecksilber verschreiben, der Rache ämtlicher Behörden überliefert sehen möchte. Er nennt sie geradezu Mörder, die, wenn auch nicht in dieser, sicher in jener Welt von ihren Handlungen werden Rechenschaft geben müssen. Um so bedeutungsvoller sind die erwähnten Krankengeschichten für das, was wir beweisen wollen; nämlich, daß die Knochenkrankheiten nicht als durch den Quecksilbergebrauch oder Mißbrauch erzeugte Leiden zu betrachten sind, sondern daß es im Wesen der Syphilis liegt, derlei Leiden zu erzeugen. Zugleich sehen wir daraus, wie rasch zu den Zeiten Torella's auf die primären syphilitischen Affektionen die sekundären und tertiären gefolgt sind.

VIII.

Conrad Schellig.

Einer der frühesten Schriftsteller über Syphilis ist auch Conrad Schellig (nicht Schelling, wie Astruc und seine Nachschreiber ihn nennen), ein deutscher Arzt aus Heidelberg. Sein Buch ist aber so selten, daß selbst der von Gelehrsamkeit strotzende Astruc, welchem an Kenntniß der Literargeschichte der Syphilis kaum Jemand gleichkommt, gesteht, er habe es nie zu Gesicht bekommen können, obgleich ihm, dem Pariser, die Schätze der großen Bibliotheken dieser Weltstadt gewiß allezeit zu-

gänglich waren.*) Mir ist es gelungen, es in die Hand zu bekommen. Es führt den Titel: In pustulas malas morbum quem malum de frantia vulgus appellat, quae sunt de genere formicarum: Salubre consilium doctoris Conradi Schellig heidelbergensis: illustrissimi, clementissimique principis Philippi Comitis rheni palatini bavariae ducis et electoris: phisici sui expertissimi, ist ohne Jahreszahl und Druckort, aber ohne Zweifel um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa gerade um 1500, also fünf oder sechs Jahre nach dem ersten Auftreten der Syphilis geschrieben, wie auch Astruc angibt, und mit jenen Schnörkeleien und Abbreviationen gedruckt, welche damals üblich waren, aber einen Leser von heute, der im Lesen alter Schriften nicht ganz besonders geübt ist, beinahe zur Verzweiflung bringen. Es ist hier der Ort nicht, darüber ausführlich zu sprechen, darum nur einige Andeutungen, welche für unsern gegenwärtigen Zweck passen. Die Uiberschrift des ersten Kapitels lautet: Consilium breve contra malas pustulas, quae jam apparent in diversis regionibus in utroque hominum sexu. Dieses jam apparent zeigt, wie neu und für die Aerzte der damaligen Zeit überraschend die Krankheit war, und daß die Schrift Conrad Schelligs kurz nach dem ersten Auftreten der Syphilis entstanden war. Der Verfasser rechtfertigt den Ausdruck pustulas malas damit, daß die Krankheit contagiös ist (Has pustulas voco malas: nam contagiosae sunt: saltem per contactum immediate vel mediate): ein höchst merkwürdiger Ausspruch, wenn man weiß, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der damaligen Aerzte über die Entstehung der Syphilis astrologische oder gar theologisch-muckerische Grillen hatte, und ein neuer rühmlicher Beweis von der Gründlichkeit und Tiefe deutschen Denkens schon vor vierthalb Jahrhunderten. Nach einigen nicht hieher gehörigen, stark nach den Theorien der Araber, namentlich Avicenna's, riechenden Erörterungen fährt er sodann fort: Multiplicantur in corpore istae pustulae et apparent a principio cum aliqua citrinitate postea cum quodam colore obscuro. Et sunt cum ardore punctura et virulentia foetida et sentiunt infecti in principio dolorem capitis et magnam gravedinem: et dolorem in membris: maxime in brachiis et cruribus: et sudores habent copiosos satis foetidos: et somnum gravem cum vigiliis multis. Die Kur theilt er in die Präservativkur und in die Kur der ausgebrochenen Krankheit ein, und spricht sehr verständig und fast zu ausführlich von dem Verhalten des Individuums in Betreff der umgebenden Luft, der Speisen und Getränke, der Bewegung und Ruhe, des Wachens und Schlafens, der Gemüthsverfassung (de accidentibus animae), des Beischlafs, der Uiberladungen und Ausleerungen (de repletione et inanitione). Er hält sehr viel auf die gemäßigte Purgirmethode und meint, man sollte die Natur unterstützen, falls sie die Evacuationen nicht etwa von selbst einleitet (Et si natura non esset fortis in egerendo juvetur per artem. Ut cibo lubricoso vel fructibus humidis vel lubricis a principio mense sumptis vel suppositorio clisteri vel pillulis communibus). Das Quecksilber verwirft er und entschuldigt sich wegen des Nichtgebrauches oder der Nichtempfehlung desselben von seiner Seite, „weil es, wenn unvorsichtig angewendet, mehr schade als nütze." (Me excusatum habere volo, quia hic de unguentis vel linimentis nihil posuerim quae argentum vivum habent. Quia haec cum non parva cautela applicanda sunt. Et eorum nocumentum est saepius juvamento majus). Diese Stelle spricht dafür, daß die Aerzte des fünfzehnten Jahrhunderts schon einige Jahre nach dem ersten Erscheinen der Syphilis zwar an die Möglichkeit, dieselbe durch das Quecksilber anzugreifen, dachten; daß sie aber davor zurückschreckten, weil sie es nicht zu handhaben wußten und zwar die gefährlichen und nachtheiligen, keineswegs aber die vortheilhaften Wirkungen desselben genugsam kannten.

IX.

Johann Manardus.

Nächst Schellig ist einer der ältesten Schriftsteller über Syphilis, den wir zu Gesicht bekommen konnten, Johann Manardus, geb. zu Ferrara 1461, † ebendaselbst 1536, Schüler des zu seiner Zeit hochberühmten Nikolaus Leonicenus, ein Arzt von unermeßlicher Erudition und nicht gewöhnlichem Scharfsinne, dessen Schriften weit mehr gekannt zu sein verdienen, als sie es wirklich sind. Er schrieb Epistolarum Medicinalium Libr. XX, welche nach seinem Tode gesammelt, zu Basel 1540 im Druck erschienen, und auf 603 Seiten in gr. Fol. einen Schatz von Wissen und Erfahrung in allen Zweigen der Medicin und Chirurgie enthalten. In einigen dieser Briefe, die noch am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, also sogleich nach dem ersten Auftreten der Syphilis, geschrieben sind, ist auch von dieser Krankheit die Rede. Er muß aber auch einen besondern Traktat über die Syphilis geschrieben haben, denn darauf deutet eine Stelle in dem ersten Briefe des zweiten Buches hin, worin er sagt, daß er gewisse irrige Meinungen damaliger Syphilidologen schon vorlängst in einer dieser Krankheit speziell gewidmeten Schrift ausführlich bestritten und widerlegt habe (Quorum opiniones peculiari tractatu late confutavimus); leider konnten wir dieser höchst seltenen Schrift (denn auch Astruc scheint sie nicht gekannt zu haben, weil er ihrer gar nicht erwähnt) bisher nicht habhaft werden. In jenem ersten Briefe des zweiten Buches nun, der an den herzogl. sächs. Physikus

*) De morbis Veneris Libr. VI. Paris 1736, 4. Er sagt S. 437 ausdrücklich: Hoc opus Conradi Schelling videre non contigit.

Martinus (Polichius) Mellerstadiensis gerichtet und aus Mirandula im Jahre 1500 datirt ist, gießt er eine scharfe kritische Lauge aus über einen andern gleichzeitigen Arzt (Simon Pistor), welcher behauptet hatte, daß die Syphilis als Hautkrankheit schon den Alten bekannt war (gerade wie es einige mit unbedachten Behauptungen rasch in die Oeffentlichkeit hinausstürzende Neuere auch thun), und fährt dann pag. 15 fort: In qua re id mihi in primis peccasse videtur, quod neglectis his quae in eo (morbo gallico) sunt praecipua, id est articulorum doloribus, duris tumoribus, ulceribusque pessimis, cutis defoedationem tantummodo consideravit. Er tadelt also ausdrücklich, daß man das eigentlich pathognomonische und weitaus prägnanteste Kennzeichen der Syphilis, welches dieselbe vor andern Hautleiden voraus hat und wodurch sie sich von ihnen so wesentlich unterscheidet, nämlich die Knochenschmerzen und Knochengeschwülste, ganz außer Acht lasse, und sich blos an das Exanthem halte, weßhalb es nicht zu wundern sei, daß man sie mit andern Exanthemen in ein Sieb werfe. An einer spätern Stelle des erwähnten Briefes pag. 17 wiederholt er noch einmal: Artuum dolores manifestos et vehementes esse quotidiana monstrant experimenta. Und da man von gegnerischer Seite behauptet hatte, daß die Schmerzen der Syphilitischen blos zufällige Symptome sind und von einer andern Ursache abstammen, als das syphilitische Exanthem, so widerlegt er dieses durch die konstante Beobachtung, daß die syphilitischen Knochenschmerzen um so stärker werden, je mehr die syphilitischen Pusteln abnehmen (Ubi pustulae delitescunt, dolores insurgunt: quod certe significat, materiam illam, quae in cute pustulas faciebat, ad intima accedentem dolores excitasse). Immer und immer kommt er in demselben Briefe auf die artuum dolores, oris et aliarum interdum quoque partium ulcerationes, praeduros tumores und die difficultas incedendi zurück, als eben so viele Symptome der Syphilis. In dem zweiten Briefe des siebenten Buches seines großen Werkes gibt er aber eine Definition der Syphilis, die nicht besser sein kann, und die wir ihrer Klarheit und Präcision wegen selbst neuern Schriftstellern über diese Krankheit angelegentlichst empfehlen möchten. Wir können uns nicht enthalten, sie wörtlich hier anzuführen. Gallicus morbus, sagt Johann Manardus, est soluta continuitas ab exustis humoribus per contagium in concubitu genita, a malignis quibusdam pustulis incipiens, pudenda plerumque, deinde reliquas corporis exteriores partes, caput praecipue inficiens: dehinc intimas partes ingressa, dolores circa articulos et ossa noctu praecipue facit, atque abscessus duros, in pessima adeo ulcera, ut ossa quoque plerumque vitient, post longum tempus desinentes.

In eben diesem Briefe, der an den Wundarzt Michael Sanktanna gerichtet und aus Ferrara 1525 datirt ist, spricht er sich auch in einer Weise, die den trefflichen Beobachter und vielerfahrenen Arzt kennzeichnet, über den Verlauf der Syphilis aus, und hier pag. 134 beschreibt er ausführlich, wie und wo die syphilitischen Pusteln erscheinen; wenn aber, so lehrt er, diese Pusteln entweder von selbst oder durch das Zuthun des Arztes, ohne daß vorher der Körper ausgereinigt war, verschwinden, so erscheinen heftige nächtliche Knochenschmerzen, welche den Kranken schlaflos machen und anfangs ohne, später mit Knochengeschwulst auftreten. Doch wir lassen ihn lieber selbst sprechen, umsomehr, da es sich ja um historische Verificirung handelt. Quae (pustulae) ubi vel suapte sponte vel medici auxilio submotae fuerint, corpore non prius expurgato, extremorum membrorum dolores vehementes, per noctem potissimum, quam insomnem reddunt, miserrime affligunt, nullo exterius ab initio tumore apparente, qui tamen quibusdam citius, quibusdam tardius, et in his etiam quandoque locis, in quibus nullus praefuit dolor, se ostendit. Tumores hi per magna intervalla suppurantur, vel potius malam quandam saniem gignunt. Non universus tamen simul tumor suppurationem hanc recipit, sed per partes, portionem saepe aliquam omnino ad maturationem contumacem gypso similem derelinquens. Suppurationem varii modi ulcera, semper tamen maligna, comitantur, quae plerumque ossa etiam ipsa vitiant, et ubi cicatricem contraxisse videntur, alio vel eodem loco erumpentia medicos multoque magis patientes ipsos deludunt.

Auch hier betont er also gleichfalls mit besonderem Nachdruck die Leiden, welche als Folge des aufgenommenen syphilitischen Contagiums im Knochensistem auftreten. Nicht eine Silbe kommt übrigens weder in dem früher erwähnten noch in dem letztgenannten Briefe vom Gebrauche oder Mißbrauche des Quecksilbers vor, die vermuthen ließe, daß er diese schrecklichen Leiden dem Quecksilber zuschriebe; vielmehr kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß er Alles, was er anführt, als der Syphilis wesentlich angehörig betrachtet wissen will. Er selbst scheint das Quecksilber nie angewendet zu haben. Im Gegentheil ist er ein großer Verehrer des Quajaks, wie aus dem für den Kardinal Cambegius bestimmten aus Ferrara vom Monat August 1533 datirten Briefe und aus mehreren Briefen hervorgeht, worin er sich über die Heiltugenden und die Gebrauchsweise des „indischen Holzes" weitläufig ausläßt.

X.

Johann de Vigo.

Johann de Vigo, ein Genueser Arzt aus der Stadt Rapallo, daher er sich auch Johannetinus de Vigo de Rapallo nennt, schrieb um das Jahr 1503 eine Chirurgia copiosa, und gab einige Jahre später eine Chirurgia compendiosa heraus. Ich war so glücklich beide in meine Hände zu bekommen.

Die Chirurgia copiosa zerfällt in neun Bücher. Das fünfte Buch handelt von der Syphilis. Hier erzählt er, daß im Monat Dezember 1494, in welchem Jahre König Karl von Frankreich mit einem großen Heere nach Italien zog, um das Neapolitanische Reich wiederzuerobern, die Syphilis zum ersten Male sich zeigte. Er führt die verschiedenen Namen der Krankheit an, behauptet, sie entstehe durch Ansteckung beim Beischlafe, beschreibt die Pusteln, welche sie verursacht, und erzählt, wie schwer heilbar diese sind und wie leicht sie recidiviren; dann aber fährt er fort: Similiter cum dictis pustulis vel saltem post earum ortum patiens laboravit doloribus clamosis interdum circa frontem: interdum in spatulis et humeris et brachiis: et aliquando in tibiis, coxis et anchis. A quibus doloribus ordebantur scirrhositates adinstar ossium, a quibus aegrotantes doloribus clamosis vexabantur praesertim tempore noctis et sedabantur in die. Pro quorum sedatione anodinae medicinae a doctoribus administratae nullum effectum praestabant. Cujus doloris finis saepe fuit os corrumpere et vitiare, quomadmodum in ventositate spinae accidit. Plerumque et ab eisdem doloribus membra curva sive retracta in perpetuum remanserunt.

Später wiederholt er noch einmal: Et scias quod auxilia resolventia et mitigantia parum aut nihil morbo opitulabantur. Imo in dies magis atque magis cum praedictis auxiliis dolores augebantur.

Die Chirurgia compendiosa des Johann de Vigo führt den Titel: Pratica in professione chirurgica compendiosa nuncupata novissime compilata a Johannetino de Vigo Genuensi olim Julii secundi Pontif. max. Nunc vero Sixti T. S. P. Ad vincula Cardinalis Sacrosanctae Rom. Eccles. Vicecancellarii chirurgo, enthält nur Weniges über Syphilis und ist mehr ein Recepttaschenbuch als ein gelehrter Traktat zu nennen. Doch ist mir Libr. V. Chart. 99 folgender merkwürdige Passus aufgefallen: Et nota quod praefatus morbus gallicus est contagiosus utplurimum accipitur in coitu, tamen ista contagio non extenditur nisi in principio morbi videlicet dum morbus existit in forma scabiei. Quando vero est antiquatus videlicet cum doloribus et tuberositatibus scirrhoticis et ulceribus formicosis et corrosivus, tunc morbus non est amplius contagiosus ut experientia nobis saepenumero demonstravit. Die Syphilis mußte also zu der Zeit, in der er dies schrieb (die Vorrede des Buches ist vom 24. August 1517 datirt), an Intensität schon abgenommen haben, weil die Knochenschmerzen und Auftreibungen nicht gleich zu Anfange der Krankheit, sondern erst, nachdem diese längere Zeit gedauert hatte, auftraten; zugleich geht aus jenem Passus hervor, daß der Autor an ein Uibertragenwerden der Syphilis von den Eltern auf die Kinder vermittelst des Zeugungsaktes nicht glaubte, worin er jedoch, wie neuere Erfahrungen sattsam bewiesen haben, entschieden Unrecht hat. Oder hat Vigo zwischen contagiös und hereditär genau unterschieden? Das ist allerdings höchst wahrscheinlich.

XI.

Anton Benivieni.

Anton Benivieni (Benivenius), ein Florentiner Arzt, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren und nach einigen schon 1502, nach andern erst 1525 gestorben, schrieb De abditis nonnullis ac mirandis morborum et sanationum causis in 110 Kapiteln, ein Werk, das an gediegenen chirurgischen Beobachtungen reich und für die Geschichte der Syphilis insbesondere wichtig ist; da Benivieni, einer der frühesten Beobachter dieser Krankheit, von ihr in einer zwar gedrängten aber für seine Zeit vortrefflichen Weise sogleich im Beginne seiner Schrift handelt. Nachdem er zuvor von den auf der Haut erscheinenden Pusteln (primo natus morbus incepit a pustulis, hac fere semper in partibus genitalibus, raro in capite, sed quidem per totum corpus apparebant) sodann von den (damals, weil der zweckmäßige Gebrauch des Quecksilbers nicht bekannt war, allerdings tödtlichen) Mund- und Rachengeschwüren (ulcera oris fauciumque oriebantur lethalia) gesprochen, berührt er zuletzt auch die Knochenschmerzen, die er „entsetzlich" nennt (dolores horrendi articulorum succedebant); und **Boerhaave** *), der dieses Citat auch hat, macht dabei die Bemerkung, er selbst habe auch einen an Syphilis leidenden Mann, der den Tag über munter war, sobald es Abend zu werden anfing, vor Schmerz durch den Vorsaal des Hauses laufen sehen, beim Tagesanbruch habe indeß der unerträglich wüthende Schmerz sogleich nachgelassen (Vidi hominem, qui caeterum toto die hilaris erat, per atria domus, simul ac advesperasceret, prae dolore currentem, qui summi acerbissimique dolores circa auroram iterum recedebant).

---

*) Prael. Acad. de Lue Vener Lugd. Bat. 1762, 8.

XII.

Johann Almenar.

Zu derselben Zeit, in der **Johann de Vigo** seine Chirurgia compendiosa schrieb, schrieb auch Johann Almenar, ein spanischer Arzt, seinen Liber de morbo gallico in sieben Kapiteln. Das dritte Kapitel ist eine Symptomatologie der Syphilis. Unter andern Kennzeichen der Krankheit wird auch aufgeführt: gravitas capitis et colli dolor, quae paulatine expanduntur versus humeros et spatulas usque ad juncturas, primo brachiorum, deinde tibiarum, et augetur dolor in nocte, et de die diminuitur. Später, wo er von der Prognose handelt, sagt er: Habentes pustulas eminentes multas et dolores paucos, facilius curantur, quam qui opposito modo se habent: et qui nodos, qui gummae vulgariter appellantur, difficilius caeteris curantur. Das Buch des Almenar gewährt auch deshalb Interesse, weil man daraus ersieht, daß diejenigen Aerzte der damaligen Zeit, welche die Entstehung der Syphilis dem Einfluße der Gestirne oder der Corruption der Luft zuschrieben, dieses weniger aus Uiberzeugung, als aus Klugheit thaten. Sie wollten die Ehre gewisser von der Syphilis hart mitgenommenen geistlichen und weltlichen Würdenträger retten, und glaubten dies auf keine andere Weise thun zu können, als auf die genannte. Man liest deutlich aus den Worten des Almenar den Konflikt heraus, in dem er sich zwischen seiner Furcht, bei den Mächtigen der Erde anzustoßen, und zwischen seiner wissenschaftlichen Ansicht befand. Denn erst sagt er in dem zweiten Kapitel seines Buches, das von den Ursachen der Syphilis handelt: Primitiva (die Entstehungsursache) potest esse in hoc morbo sola influentia vel aeris corruptio, per quam causam evenisse pie (wie devot!) credendum est in religiosis; eine Zeile darauf heißt es aber: per coitum frequentissime, a sola influentia vel aeris corruptione rarissime (evenit morbus).

XIII.

Ulrich von Hutten.

Man pflegt gewöhnlich den edlen deutschen Ritter Ulrich von Hutten, geb. auf der Stammburg seiner Familie, Steckelberg in Kurhessen, drei Meilen südlich von Fulda, am 22., nach Andern am 20. April 1488, † auf der Insel Ufenau im Zürchersee am 31. August 1523, als denjenigen zu bezeichnen, der sich über das Quecksilber am bittersten zu beklagen hatte, weil er von der Syphilis ergriffen und neun Jahre mit derselben behaftet vielfach die Quecksilberkur durchgemacht hat, und sein Leiden nicht nur nicht gebessert, sondern verschlimmert worden ist. Es fragt sich freilich, wie das Quecksilber in diesem Falle angewendet wurde? Gewiß nur auf höchst unzweckmäßige Weise. Doch lassen wir diese Frage einstweilen bei Seite. Bei leidenschaftlosen und unbefangenen Kennern der Sache steht es ohnehin fest, daß das Quecksilber, weise gebraucht, nützlich, unweise gebraucht, schädlich werden kann, was es ja nur mit allen andern Arzneistoffen ohne Ausnahme gemein hat. Forschen wir lieber nach, was es mit der Krankheit des Ulrich Hutten, seiner eigenen Erzählung nach, für ein Bewandtniß hatte. Hutten erzählt in seinem Buche: De morbi Gallici per administrationem ligni Quajaci curatione. Mainz 1519, 4. Cap. 26, daß er den linken Fuß acht Jahre lang nicht gebrauchen konnte, weil in der Mitte des Schienbeins ungemein schmerzhafte faule Geschwüre sich befanden von solcher Hartnäckigkeit, daß, wenn das eine zuheilte, ein anderes sogleich aufbrach. Oberhalb der Geschwüre war ein Höcker (ein Knochenauswuchs, Exostose), so daß man glauben konnte, der Knochen sei härter geworden, und darin ohne Unterbrechung ein unbändiger stechender Schmerz. Auch am rechten Beine war eine Anschwellung (collectio), ein Uiberbleibsel der einst frischen Krankheit, nun aber höchst veraltet (ex recentis olim morbi reliquiis vetustissima). Hutten gesteht also selbst, daß, bevor noch irgend ein Heilversuch mittelst des Quecksilbers an ihm vorgenommen wurde, sein Knochenleiden schon da war, was auch mit den Schilderungen aller damaligen ärztlichen Beobachter (Hutten war bekanntlich kein Arzt) vollkommen übereinstimmt. Zieht man nun von der Schilderung des genialen Mannes Das ab, was ihm der allerdings gerechtfertigte Haß gegen die rohen Empiriker seiner Zeit einerseits, andererseits der Uiberschwang einer ohnedieß lebhaften und durch die lange Dauer der Krankheit noch mehr gereizten Fantasie eingegeben haben mag, was bleibt? Nichts, als daß der plumpe Gebrauch des Quecksilbers theils die schon vorhandenen syphilitischen Symptome gesteigert, theils zu den alten neue hinzugefügt hat; eine Wirkung, welche zu läugnen weder uns noch Irgendwem ernstlich in den Sinn gekommen ist. Wir müssen übrigens daran erinnern, daß Ulrich von Hutten

erzählt, Viele gesehen zu haben, welche nie mit Quecksilbersalben eingerieben worden wären, und dennoch an Knochengeschwülsten gelitten hätten, ja sein eigener Vater habe gleichfalls an einem syphilitischen Knochenübel gelitten, ohne je Quecksilber gebraucht zu haben (contigisse haec [tubera, collectiones, sinus et nodos], quos nulla unquam pertigerit inunctio, ipse vidi multis et in his Ulricho de Hutten patri meo). Das muß also sehr bald nach Ausbruch der Syphilis in Europa (etwa um 1500) der Fall gewesen sein; indem das Leiden des jüngern Hutten von 1508 datirt, wo derselbe den Feldzug in Italien mitmachte. Und eben weil er solche Beobachtungen an sich und an Andern vielfach gemacht hatte, erklärt er jene deutschen Aerzte seiner Zeit für schmählich Getäuschte (turpiter falluntur), welche hartnäckig darauf bestanden, die Knochenkrankheiten seien nicht die Folge der Syphilis, sondern die Folge des gegen die Syphilis gebrauchten heimtückischen Quecksilbers. Auch darf man nicht vergessen, daß Hutten, der Sohn, schon als er von der Syphilis ergriffen war, überdieß von einem bösartigen Quartanfieber zu wiederholten Malen befallen wurde, was auf die erstgenannte Krankheit unstreitig einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben, und dieselbe wesentlich verschlimmern mußte *).

XIV.

Erasmus von Rotterdam.

Auch **Ulrich's von Hutten** Zeitgenosse und literarischer Widersacher, der beredte Erasmus von Rotterdam, spricht an mehreren Stellen seiner ausgezeichneten Werke und besonders in jenem Schreiben, das er unterm 15. August 1525 an den Kanzler des polnischen Reiches, Christoforus von Schiedlowietz, richtete, von der grausamen Pein (cruciatus), welche die Syphilis aller Orten verursacht und sie in dieser Beziehung weit über andere körperliche Leiden stellt. Unter dieser Pein können aber doch nur die Knochenschmerzen verstanden sein, da die übrigen von der Syphilis hervorgerufenen krankhaften Erscheinungen weniger von Schmerz begleitet sind und die Schriftsteller jener Epoche auch blos der dolores artuum erwähnen. War auch Erasmus kein Arzt, so ist doch das Zeugniß eines so aufgeweckten Kopfes und scharfen Beobachters seiner Zeit keineswegs zu unterschätzen.

XV.

Hieronimus Fracastori.

Von Hieronimus Fracastori, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Arzt, Filosof, Mathematiker und Dichter, dem seine Landsleute zwei Statuen errichten und auf den sie zwei Medaillen schlagen ließen, geb. 1483 zu Verona, † 1553 ebendaselbst, nachdem er päpstlicher Leibarzt gewesen war, besitzen wir zwei Schriften über Syphilis. Die erste ist jenes berühmte in vielfachen Auflagen (zuletzt von Choulant, Lpz. 1830) erschienene Gedicht Syphilidis seu Morbi gallici libri tres ad Petrum Bembum, welches ohne Zweifel zu der Benennung Anlaß gegeben hat, womit wir heutzutage die Lustseuche bezeichnen, weil darin ein Hirte Namens Syphilus auftritt, der für seinen unfrommen Lebenswandel mit dieser Seuche bestraft wird. (Viel gezwungener ist die Ableitung des Namens Syphilis von συν und φυλειν, oder gar von συς, Schwein). Fracastori muß dieses Gedicht bald nach dem ersten Auftreten der Syphilis in Europa, etwa um das Jahr 1510, geschrieben haben, obwohl es erst im Jahre 1536 zu Verona der Publicität übergeben worden ist; denn er sagt selbst *), daß er es als junger Mann geschrieben habe (Latinis carminibus nonnulla primum lusimus, quum juniores essemus), und blickt in seinen spätern Jahren darauf, als auf eine Produktion jugendlicher Fantasie, mit einiger Geringschätzung herab. Gleichwohl ist es nicht nur in poetischer Beziehung merkwürdig und verdiente wohl auch in deutscher Uibersetzung wiedergegeben zu werden, sondern auch für die Geschichte der Lustseuche von großer Wichtigkeit. Für unsern Zweck sind es besonders zwei Stellen jenes Gedichtes, die werth sind, hervorgehoben zu werden. In der einen (Syph. Lib. I.) bewundert er die merkwürdige Eigenschaft der Syphilis, längere Zeit verborgen bleiben zu können und während dessen gleichsam an Kraft zuzunehmen; dann aber, sagt er, verräth sie sich durch offenkundige Zeichen:

Nam simulac purae fugiens lux alma diei
Cesserat, et noctis tristes induxerat umbras,

---

*) Vergl. Jakob Burckard H.'s Leben. Wolfenb. 1717, 3 Bde. Mohnike H.'s Jugendleben. Greifsw. 1816, u. m. A.
*) De contagiosorum morborum curatione Libr. III.

Innatusque calor noctu petere intima suetus
Liquerat extremum corpus, nec membra fovebat
Obsita mole pigra humorum, tum vellier artus
Brachiaque, scapulaeque, gravi suraeque dolore.

In der andern Stelle (ebendaselbst) erzählt er von einem Jünglinge, der berühmt und glücklich wie kein Zweiter in Italien, reich, schön, von hohem Adel, talentvoll, das Unglück hatte, von der Syphilis befallen zu werden, jener Seuche, welcher an Furchtbarkeit keine jemals geglichen hat, noch gleichen wird (qua saevior usquam nulla fuit, nulla unquam aliis spectabitur annis), und nun beschreibt er das Elend dieses jungen Mannes:

Paulatim ver id nitidum, flos ille juventae,
Disperiit, vis illa animi: tum squallida tabes
Artus (horrendum) miseros obduxit, et alte
Grandia turgebant foedis abscessibus ossa.

Die zweite Schrift des Fracastori, worin von der Syphilis gehandelt wird, ist De contagionibus et contagiosis morbis et eorum curatione betitelt und 1546 zu Venedig erschienen. Sie besteht aus 3 Büchern. In jenem eilften Kapitel des zweiten Buches, welches De morbo Gallico überschrieben ist, hat Fracastori alle Symptome, die bis zum Jahre 1516 der Syphilis eigen waren, und in den Schriften des **Nikolaus Leonicenus, Kaspar Torella, Johann Almenar** und **Jakob Cataneus** zerstreut sich vorgefunden hatten, sorgfältig gesammelt und mit Gewandtheit und Umsicht zusammengestellt. Nachdem er von dem Sitze, der Größe, der Farbe und andern Differenzen der krustösen Pusteln (crustosae quaedam pustulae), die auf der Haut der von der Syphilis ergriffenen Individuen zum Vorschein kamen, gesprochen hat, fährt er fort: Exulceratae deinde exedebant more eorum ulcerum, quae phagadenica appellantur, atque interdum non solas carnes, sed et ossa etiam ipsa inficiebant. Er bespricht sodann die fürchterlichen Wirkungen des verheerenden Uibels auf den harten und weichen Gaumen, den Rachen, die Mandeln, die Lippen, die Nase, die Augen, und sämmtliche Geschlechtstheile, welche alle von der Syphilis zu jener Zeit angefressen wurden, und dann heißt es: Ad haec autem magna ex parte gummositates quaedam per membra concrescebant magna deformitate; nam saepe ovi, saepe panis magnitudinem aequabant, quibus apertis mucor suberat albus, mucilagineus: Tenax is callus maxime in brachiis et cruribus accidebat, qui interdum ulcerabatur, interdum integer usque ad mortem perseverabat. Praeter praedicta omnia, quasi parva illa forent, ingentes dolores accedebant saepe cum ipsis pustulis, interdum ante, nonnunquam post, et ipsi quidem diuturni, quibus nihil crudelius aderat. Affligebant praecipue noctu. Große Mattigkeit der Glieder, Abmagerung, gänzliche Appetit- und Schlaflosigkeit, Neigung zum Zorn, zur Niedergeschlagenheit und zum Beischlaf, Schwellung des Gesichts und der Schenkel, zuweilen auch ein durch kein Medikament zu beseitigender andauernder Kopfschmerz und Fieber beschließen das traurige Bild, das Fracastori von der Syphilis jener Zeit (nämlich des ersten Viertels des sechszehnten Jahrhunderts) entwirft. Einige Jahre später trat eine Veränderung in den hier aufgezählten Symptomen ein: Die Pusteln und Schmerzen wurden seltener, aber die Gummositäten waren noch immer zahlreich (quippe cum in valde paucis pustulae jam visantur et dolores fere nulli aut multo leviores, gummositates vero multae); Kopf- und andere Haare fielen aus, wodurch die davon Betroffenen die Zielscheibe des Spottes wurden (capillorum et reliquorum pilorum casus homines fere ridiculos facit, aliis sine barba, aliis sine superciliis, aliis glabro capite in conspectum venientibus); und höchst merkwürdig ist das bei dieser Gelegenheit gemachte Geständniß Fracastori's, man habe alle diese Unglücksfälle früher dem Quecksilber und andern Arzneimitteln zugeschrieben, sei aber jetzt allseitig zu der Uiberzeugung gekommen, daß sie Wirkungen der Krankheit selbst sind (quod infortunium prius putabatur ex medicaminibus evenire, praesertim ex argento vivo; mox certiores facti omnes sciunt ex ipso morbo immutato procedere). Selbst das dritte Buch der genannten Fracastorischen Schrift De contagionibus, das von der Kur der Syphilis handelt, würde für sich allein genügen, um zu beweisen, daß Fracastori, wie alle andern Aerzte der damaligen Zeit, die Knochenkrankheiten zu den pathognomonischen Symptomen der Syphilis zählt. Denn er sagt: Qui igitur recte curare hunc morbum volet, advertat necesse est, tota (aegritudo) an extrorsum sit an et introrsum, et si ulcera multa sunt, et an plus dolorum quam pustularum vel contra, similiter et si gummositatum, et uno verbo dicam, omnes differentiae ejus morbi ante oculos habendae sunt. Und weiterhin, wo er von den Merkurialeinreibungen spricht, sagt er: Dicendum autem et quae juvamenta ex hoc linimento consequantur: juvamenta erunt, quod dolores miro quodam modo tollentur, gummositates dissolventur, aut in ipsa unctione, aut post, ulcera sanabuntur, et pustulae omnes recedent. Fracastori ist also gerade das Gegentheil von unsern modernen Calumniatoren des Quecksilbers, welche dem Quecksilber aufbürden, daß es die Knochenschmerzen und Knochenkrank-

heiten mannigfacher Art geradezu erzeuge, während er behauptet — und er hatte doch Gelegenheit die Seuche in ihrer ursprünglichen Form, in ihrer noch wenig veränderten scheußlichen Gestalt zu beobachten — daß es die durch den syphilitischen Krankheitsprozeß ins Dasein gerufenen Leiden des Knochensistems beseitige, obwohl er keineswegs so blind ist, die schlimmen Seiten des Mittels zu verkennen. Würdig eines bedeutenden und scharfsinnigen Arztes ist daher auch der Schluß seiner Abhandlung von der Kur der Syphilis, welcher so lautet: Atque haec demum sunt, quae de Syphilide seu morbo Gallico dicenda mihi visa sunt, ad quae si quis recte respexerit, compositiones multas et varias formare poterit pro aetatibus et sexu, et complexionibus, et materia, et reliquis, quae, diversa cum sint, diversa etiam remedia exposcunt.

XVI.

Peter Andreas Mattioli.

Peter Andreas Mattioli (so hieß er eigentlich) oder Matthiolus (so schrieb er sich nach der Sitte damaliger Zeit in spätern Schriften seiner lateinischen Ausgaben), geb. zu Siena 1501, Anfangs praktischer Arzt zu Rom, dann Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand in Prag, später erster Arzt des Kaisers Maximilian II., † zu Trient 1577 an der Pest, groß als Botaniker, aber auch für die Geschichte der Medicin von Bedeutung, schrieb De morbo gallico Venedig. 1535, Basel 1536. 8. Letztere Ausgabe liegt vor mir. Daß Er vor Allen es war, welcher die Aerzte darauf aufmerksam machte, daß die Syphilis eine neue, von der Elephantiasis ganz verschiedene Krankheit sei, wie **Astruc** und der Verfasser des Artikels Mattioli in Rust's Hdb. d. Chir. XI. 708 zu glauben scheinen, kann ich nicht zugeben. Denn wer den vortrefflichen **Manardus** kennt, weiß, daß dieser schon 35 Jahre vor Matthiolus eben dasselbe behauptet hat *). Gleich in dem Eingange pag. 8 der Basler Ausgabe spricht Matthiolus von den Gelenkschmerzen der syphilitischen (juncturarum dolores), dem Verderbniß ihrer faulenden Knochen (ossium putrescentium corruptiones), den peinigenden Leiden in den Schenkeln (crurum vexationes) und den Knoten, welche sich aus Gyps gebildet haben, und die davon Befallenen mehr des Nachts als bei Tage quälen (e gypso concretis nodis affecti nocte magis quam die torquentur). Eben da begegnen wir auch der vortrefflichen so ganz richtigen praktischen Bemerkung, daß, wenn die Syphilis in einem Körper haust, welcher schon früher mit einer Krankheit behaftet gewesen, sie diese mit in ihr Verderben hineinzieht. Einige Zeilen weiter pag. 10 ff. erzählt er, daß er während seiner Anwesenheit in Rom (also um das Jahr 1522) auf einem öffentlichen Platze mit Syphilis Behaftete habe vorbeiwandeln gesehen, deren Hände und Nasen zerfressen (manibus exesis naribusque) gewesen, woraus er eben schließt, daß Syphilis und Elephantiasis zwei ganz verschiedene Krankheiten sein müssen. Am Schluße seiner Einleitung in den Traktat von der Syphilis kommt er noch einmal darauf zurück, daß viele von dieser Krankheit schwer Befallene von einem unleidlichen Schmerz in der Stirngegend (noctu magis quam interdiu intoterabili frontis dolore) und einem Ziehen und Zerren in den Schienbeinen (tibiarum distentione) gemartert wurden. Matthiolus theilt übrigens als getreuer Anhänger **Galen's**, wie es von einem Arzte jener Zeit nicht anders zu erwarten ist, nach dem Vorherrschen eines der körperlichen Säfte und dem daraus resultirenden Temperamente des Kranken den morbus gallicus in einen sanguineum, biliosum, pituitosum und melancholicum, und richtet nach dieser Verschiedenheit seine Therapie ein; aber bei Angabe der Symptome, welche jeder dieser Arten, nach seiner Ansicht, eigenthümlich sind, vergißt er nie, der Knochenleiden Erwähnung zu thun, ja er stellt sie geradezu in den Vordergrund.

Bei dem morbus gallicus sanguineus, sagt er, sind besonders am Halse und auf der Stirne halbgeschwollene rothgefärbte Pusteln (pustulae subtumidae rubro colore subfusae) zu sehen; die Augen sind geröthet, die Venen angespannt, der Geschmack ist süßlich, und die Glieder leiden von der neunten Nachtstunde bis zu der dritten Morgenstunde an einer auffallenden Trägheit und Schwere (membra torpent, a nona noctis ad tertiam diei horam malum ingravescit).

Bei dem morbus gallicus biliosus sind die Pusteln citronfarbig, und der aus ihnen fließende übelriechende Eiter ist ebenso gefärbt; die Stirne ist mehr rechts als links von der dritten Nachtstunde bis zur neunten Morgenstunde außeror-

*) Für Freunde der Geschichte der Wissenschaft schreibe ich die bezüglichen Stellen her. Epist. medic. Libr. II. Linea 25 sagt er: Eos longe puto aberrare, qui (morbum gallicum) Elephantiasin dixere, und ebenda Linea 31 ff. Optarem autem definisset Simon (Pistor), recte an perperam illi sentirent, qui hunc morbum vel Saphatum (sic enim ipse loquitur, Graeci fere Achoras vocant) dixere vel Elephantum: probassem enim apertis (ut puto) rationibus, cum tota aberrare via, si eos putaret non errare.

deutlich schmerzhaft (summo tentatur dolore); der Rachen erysipelatös angeschwollen, der Geschmack bitter, das Gesicht und die Sklerotika safrangelb aussehend; der Urin spielt ins citronfarbige; es tritt ein mäßiges Fieber hinzu.

Bei dem morbus gallicus pituitosus sind die Pusteln selten, dagegen die nächtlichen Knochenschmerzen besonders im Hinterhaupte und in den Schienbeinen unerträglich (intolerandi dolores fiunt, qui occiput potissimum tibiasque male habent, noctu magis quam interdiu torquentur); in den beiden Leistengegenden, an den Handflächen und an den Fußsohlen bricht ein Ausschlag hervor; Drüsengeschwülste zeigen sich an verschiedenen Körperstellen, Mund und Nase sind mit Schleim überfüllt, der Urin ist weißlich.

Bei dem morbus gallicus melancholicus endlich werden die Kranken in der Gegend der Augenbrauen, am Cranium, an den Armen und Schenkeln von skirrhusartigen, verhärteten Auftreibungen (tuberibus durissimis, ab apostematibus, quae Graeci scirrhos appellant, non dissimilibus) befallen; die linke Schläfe schmerzt zur Nachtzeit, daher Schlaflosigkeit; die Haut hat eine Bleifarbe, der Magen ist schwach, der Urin ins Schwärzliche spielend, ebenso der Darmkoth; Varikositäten und Schwellungen der untern Extremitäten spiegeln das täuschende Bild der Elephantiasis vor (daher vielleicht die irrige Meinung, Syphilis und Elephantiasis seien eins und dasselbe).

Erwähnenswerth ist noch, daß Matthiolus, ein eifriger Fürsprecher des Quecksilbers, der Erste war, welcher dieses Mittel gegen die Syphilis innerlich angewendet hat; wie er denn auch als Erfinder des rothen Quecksilberpräcipitates gilt, den er nicht blos in der Syphilis, sondern auch in andern Krankheiten für nützlich erachtet.

XVII.

Nikolaus Poll.

Von dem Leibarzte Kaiser Karl V., Nikolaus Poll, der zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts lebte und folglich auch Gelegenheit hatte, die Syphilis gleich bei ihrem ersten Auftreten zu beobachten und zu behandeln, besitzen wir einen Libell. de cura morbi gallici per lignum quajacanum, der zu Basel 1536 bei Johann Bebelius in 8. erschienen ist, aber schon viel früher (1517) geschrieben zu sein scheint. In dieser aus neun Kapiteln bestehenden kleinen Schrift kommen keinerlei pathologische Erörterungen über die Syphilis vor; sie enthält weder von der Entstehungsweise, noch von den Symptomen und dem Verlaufe der genannten Krankheit irgend etwas, indem Poll, der ein Feind des Quecksilbers war, sich darauf beschränkt, die Art und Weise anzugeben, wie das Quajakholzdekokt bei Syphilitischen am besten zu gebrauchen sei. In dem Cap. IX. jener Schrift, welches de assumptione ligni Quajaci secundum modum ex Hispania allatum handelt, finde ich jedoch eine Stelle, welche den Beweis liefert, daß auch Poll die Knochenleiden als der Syphilis wesentlich angehörige Symptome betrachtet, und daß diese Leiden bei jenen Syphilitischen, welche sich seiner Behandlung anvertrauten, sogleich oder wenigstens bald nach geschehener Ansteckung auftraten. Nachdem er nämlich angegeben hat, wie das Quajakholzdekokt zu bereiten, und welche Diät bei dessen Gebrauch zu beobachten sei, fährt er fort: sicque agendo ulcera etiam ad ipsa ossa profunda consolidabuntur et dolores tolluntur. Es mußte die Syphilis folglich zur Zeit, da Nikolaus Poll dies schrieb, Verheerungen im Knochensistem angerichtet und Schmerzen, die daraus resultirten, hervorgerufen haben, trotzdem daß zu jener Zeit die Aerzte vom Quecksilber als Antisyphiliticum keinen Gebrauch machten, und an dessen Stelle, wie Poll selbst that, das Quajak gesetzt hatten. Wenigstens ist mit keiner Silbe erwähnt, daß die von Poll behandelten Kranken früher einer Quecksilberkur unterworfen gewesen waren, was ein so entschiedener Feind des Quecksilbers zu erinnern gewiß nicht unterlassen hätte.

XVIII.

Nikolaus Massa.

Einen sehr ausführlichen Traktat De morbo neapolitano in sechs Büchern besitzen wir auch von Nikolaus Massa, einem Venetianer Arzte von großer Berühmtheit, der unter den Ersten war, welche die Syphilis zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit hatten. Der Traktat erschien in erster Auflage im Jahre 1536 zu Basel, und ist um so merkwürdiger, als Massa auch die Leichen Syphilitischer secirte, was vor ihm, wie es scheint, außer **Alexander Benedictus** kein Arzt zu thun dachte und wagte. Es ist dieselbe Auflage, welche wir für diese Arbeit benützen. Die Auflage von 1563 ist schon die dritte des in Rede stehenden Werkes. Wir können uns an diesem Orte unmöglich mit der Auseinandersetzung alles dessen befassen,

was dieses höchst ausgezeichnete Produkt eines scharfen Beobachtungssinnes und einer reichen Erfahrung Lesenswerthes enthält. Wir wollen nur ein wenig bei der Symptomatologie desselben verweilen, welche das siebente Kapitel des ersten Buches einnimmt, und De signis morbi Neapolitani et accidentibus überschrieben ist. Massa theilt die Kennzeichen der Syphilis in diagnostische (demonstrativa) und prognostische ein. Zu den ersten gehören Pusteln von einer gewissen Erhabenheit und Härte und übler Farbe am ganzen Kopfe oder an der Stirne in der Gegend des Ursprungs der Haare, oder auch an andern Körpertheilen, besonders an den Mundwinkeln, was öfter bei Kindern, seltener bei Erwachsenen vorkömmt. Wenn diese Pusteln erscheinen, ist an dem Dasein der Syphilis nicht zu zweifeln, vorzüglich dann nicht, wenn die Kranken nach dem Erwachen früh Morgens über eine Schwere der Glieder, als wollten sie zusammenbrechen (membrorum gravitatem cum dolore confractivo), klagen. Vorläufer ist ein Kopfschmerz, der mit Sonnenuntergang anfängt und mit Sonnenaufgang nachläßt und häufig bis zu den Extremitäten hin sich erstreckt. Die Kranken werden träge, schläfrig, blaß aussehend, sie fiebern etwas, und es erscheinen schwerheilbare Geschwüre an der Ruthe von callöser Härte wie auch Pusteln in der Gegend des Schambeinkammes (circa pectinem). Hierauf folgen Abscesse (apostemata) in den Leistendrüsen, welche, wenn sie in Eiterung übergehen, die Krankheit heilen. In einzelnen Fällen sieht man auch gleich zu Anfange der Krankheit eine Erweichung des Zäpfchens (mollificatio uvae) und skirrhöse Abscesse im Rachen (scirrhosa apostemata mala in gutture). Uiberdies sind Schmerzen vorhanden in allen oder doch in einigen Gliedern, meist in den Schenkeln (dolores aliquando in omnibus et saepe in aliquibus membris, maxime in cruribus), sodann harte den Knochen, namentlich den Knochen der Stirne, der Brust und des Schenkels, anhängende Aposteme (apostemata dura adhaerentia ossibus, ut sunt ossa pectoris, crurum et frontis), welche von den Laien grumae (Pfropfen?) genannt werden. Auch böse Geschwüre mit großen Schmerzen und Zerstörungen der Knochen (corrosio mala ossis) werden beobachtet. Auch bei der Angabe der prognostischen Zeichen legt er das größte Gewicht auf die Knochenleiden. Tritt die Syphilis mit wenigen Pusteln und ohne alle Knochenschmerzen in einem jugendlichen Körper auf, so erfolgt die Heilung rasch; vorausgesetzt, daß eine zweckmäßige Kur eingeleitet wird. Im entgegengesetzten Falle geschieht die Heilung langsam und schwierig. Je mehr Knochenleiden, desto schwieriger die Kur, besonders wenn die Krankheit sich in die Länge gezogen hat. Viele tragen auch nach der Heilung eine Contractur irgend eines Gliedes davon (multi etiam post sanationem fiunt contracti in aliquo membro). Es müssen übrigens nicht alle die genannten Zeichen in einem und demselben Individuum da sein; je mehr aber da sind, desto zuverläßiger kann man auf die Anwesenheit der Syphilis schließen.

Noch wollen wir zur Bekräftigung des Satzes, daß die Knochenkrankheiten der Syphilis, als solcher, angehören und nicht auf Rechnung des Quecksilbers zu schreiben sind, die sehr interessante Krankengeschichte anführen, welche Nikolaus Massa in dem siebenten Kapitel des zweiten Buches seiner Schrift über die Syphilis erzählt.

Er wurde, sagt er, zu einem 25jährigen Manne cholerischen Temperaments gerufen, der sich durch Ansteckung die Krankheit zugezogen hatte. Derselbe hatte tiefe, fressende Geschwüre an der Ruthe, Schmerzen in den Gelenken, Pusteln am Kopfe und an andern Körperstellen, die schwärzlich aussahen, und einen unerträglichen nächtlichen Kopfschmerz, der den Kranken nicht blos äußerlich peinigte, sondern bis in das Innerste des Gehirns zu dessen Kammern vordrang, so daß der Patient wie ein Wahnsinniger tobte und raste, und von der Umgebung auch wirklich für einen Maniakus oder einen von bösen Geistern Besessenen gehalten wurde.

Es ist in dieser Krankengeschichte auch nicht die entfernteste Andeutung zu lesen, daß der Kranke je zuvor Quecksilber bekommen hätte. Uiber dieses Mittel als Antisyphiliticum spricht Massa auf eine ebenso besonnene als verständige Weise. Bei jedem Mittel, und so auch beim Quecksilber, müsse man fragen, ob der Schaden größer sei als der Nutzen, oder der Nutzen größer als der Schaden. Ist dieses Letztere der Fall, so dürfe man ohne Weiteres von dem Mittel Gebrauch machen, allerdings mit jenen Einschränkungen und Cautelen, wie sie der jeweilige Krankheitsfall gebietet. Wenden wir ja doch zuweilen das Glüheisen an, und doch wisse Jedermann, daß dieses Mittel ein sehr heroisches sei. Ebenso stechen wir bei der Phlebotomie die Ader an, und entleeren im Darmkanale enthaltene schädliche Stoffe durch zwei so mächtige Reize, wie Helleborus und Skammonium sind. Warum scheue man also gerade das Quecksilber? —

Eine Stelle bei Nikolaus Massa möchten wir besonders dem preuß. Regimentsarzte Herrn **Bonorden**, einem fleißigen und kenntnißreichen, aber keineswegs vorurtheilslosen Syphilidologen und seinen Meinungsgenossen zu Gemüthe führen. Herr **Bonorden** will uns nämlich glauben machen*), daß wir, die wir Quecksilber in der Syphilis geben, eigentlich erst die Knochenleiden auf metastatischem Wege künstlich erzeugen, weil wir die Hauteruptionen dadurch vertreiben, die als kritische

---

*) Rust's Hdb. der Chir. XV. 781 ff., auch Med. Ztg. des Vereins f. Heilk. in Preußen, und Behrend Syphilid. VII. 615 ff.

Ablagerungen des syphilitischen Krankheitsprozesses zu betrachten seien. Aber Massa sagt ausdrücklich (De morbo Neapol. Libr. I. Cap. 5): Fiuntque ante apparitionem pustularum saepe dolores in capite et aliquando in aliis membris, qui dolores fiunt mitiores apparentibus pustulis, et quandoque non cessant, sed sparguntur vel stant ibi, si materia est grossa et pauca: quodsi est multa, procedunt ad alia membra, et saepe dolor est in fronte, et quandoque per totum caput: et sunt diversi, extensivi, pungitivi secundum diversas mixtiones. Und weiter: Quodsi materia subtilietur et a virtute expellatur, fiunt pustulae, et cessant dolores, et aliquando non cessant, si materia est plurima. Et in processu multiplicantur dolores membrorum puta spatularum brachiorum et crurum. Endlich heißt es: Incipiunt affligere in sero et in occasu solis, et procedunt usque post mediam noctem, postea declinant. Et quandoque perlongantur, cum materia est multa aut grossa, quod si virtus expulsiva est fortis, tunc post diuturnos dolores fiunt tuberositates sive apostemata dura et mala, quas vulgares grumas appellant, quoniam expellitur materia quae retinebatur: quae quidem grumae apparent a principio nullo praecedente dolore sed raro: et aliquando eveniunt cum parvo dolore, si non sit in loco sensibili materia neque profunda, quae apostemata quandoque adhaerent panniculis et ossibus et corrumpunt ossa corruptione mala. Wir glaubten die hieher bezüglichen Stellen bei der ungeheuren Wichtigkeit des Gegenstandes in extenso geben zu müssen, weil man die alten Syphilographen entweder gar nicht liest, was freilich der häufigste Fall ist, oder wenn man sie liest, zu Gunsten seiner vorgefaßten Meinung absichtlich entstellt; was noch ärger ist, als Nichtlesen. Massa ist also gerade der entgegengesetzten Meinung. Nicht wie die modernen Quecksilberverächter klagt er das Mittel an, Metastasen auf das Knochensystem zu veranlassen, sondern von dem Grundsatze ausgehend, daß es ein syphilitisches „Gift" gibt, welches nach außen zu werfen und somit die edelsten zum Leben unentbehrlichen Organe davon zu befreien die Naturheilkraft fortwährend bestrebt ist, behauptet er, dieses nach Außenwerfen gelinge dem Naturheilbestreben endlich dadurch, daß nach vorausgegangenen langanhaltenden Schmerzen Tuberositäten, zuweilen auch Knochenverderbniß (Caries) entstehen: all das, quoniam expellitur materia quae retinebatur. Wo ist da auch nur die leiseste Spur eines Gedankens an Metastase? Eine Metastasis bona, ja; aber sicher keine Metastasis mala.

XIX.

Angelus Bologninus.

Ein anderer Syphilidolog, dessen von den Schriftstellern über Syphilis nur wenig Erwähnung geschieht (**Astruc** erwähnt seiner gar nicht), ist Angelus Bologninus, über dessen Lebensschicksale ich nur so viel erfahren konnte, daß er in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren wurde, und früher Arzt in der Venetianischen Flotte, dann Professor in Bologna war. Seine beiden Schriften: De cura ulcerum exteriorum, und: De unguentis sind 1536 zu Basel bei Johann Bebelius zusammen erschienen, aber schon viel früher, namentlich schon 1506 geschrieben; denn ich besitze eine Ausgabe, die der Drucker Johann Tacuinus zu Venedig in dem genannten Jahre besorgt hat. In der Schrift: De unguentis tritt er als enthusiastischer Lobredner der Merkurialinunctionen auf, von denen er sagt, daß, wenn er auch hundert Zungen und eine Kehle von Eisen hätte, er doch nicht genug die bewunderungswürdigen und ausgezeichneten Heiltugenden dieses großen Mittels preisen könnte. In dieser letztgenannten Schrift Cap. VI. kommt nun eine Bemerkung vor, welche beweist, daß auch Angelus Bologninus die nächtlichen Knochenschmerzen wohl gekannt, und aller Beachtung werth gefunden habe. Er sagt nämlich, daß Kranke, die an der Syphilis leiden, von der zwanzigsten oder zwei und zwanzigsten Nachtstunde angefangen die ganze Nacht hindurch beängstigende Schmerzen haben (incipiunt molestari a doloribus et angustiis a vigesima sive vigesima secunda hora, perdurando per totam noctem), und räth, die schmerzenden Theile vorerst mit erwärmten Tüchern zu fomentiren und dann erst mit Gottes Beistand (Dei nutu) dieselben mit der Quecksilbersalbe einzureiben. Man vergesse nicht, daß der Verfasser in Italien lebte, wo bekanntlich eine andere Stundenrechnung üblich ist, als bei uns in Deutschland.

XX.

Paracelsus.

Auch Paracelsus, der von Allen, die ihn nicht kennen oder nicht verstehen, Vielgeschmähte (ars non habet osorem nisi ignorantem), dessen Größe, nachdem man sich einmal durch die Abgeschmacktheit seines noch obendrein mit allerlei Unflath beschmutzten Styls *), der aber großentheils auf Rechnung seiner Zeit kommt, glücklich hindurchgewunden hat, immer mehr

*) Doch darf man hiebei nicht übersehen, daß Paracelsus jedenfalls das Verdienst hat, der Erste gewesen zu sein, welcher die Schranken des bis auf die jüngste Vergangenheit herab allgemein verbreiteten Vorurtheils, Wissenschaftliches dürfe nur in lateinischer Sprache gelehrt und

einleuchtet; auch Paracelsus hat in seinen von beispiellosem Fleiße (mögen seine Verächter, die ihn ein „liederliches Genie" zu schelten belieben, dies beherzigen!) zeugenden überaus zahlreichen Schriften sehr vieles höchst Beachtenswerthe über Syphilis hinterlassen. Besonders sind es zwei Traktate, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen. Der eine an Umfang geringere, dessen Dedikation an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich von Mährisch-Krumau 4. Juni 1537 datirt ist, handelt „von den frantzösischen Krankheiten, Blatern, Schäden, Lähmi, Tüppel und andern Mißgewächsen, so von ihnen entspringen" und macht das dritte Buch „von der großen Wundarznei" (Straßburger Ausg. durch Johann Huserus 1622) aus; der andere bei weitem ausführlichere Traktat ist „drei Bücher von den Frantzosen" überschrieben und schon 1529 verfaßt, wie aus der Dedikation des Autors an den Nürnberger Rathschreiber Lazarus Spengler hervorgeht (in eben derselben Ausgabe enthalten). Diesem größern Traktat folgen noch acht Bücher „von Ursprung, Herkommen und Anfang der Frantzosen mit sammt der Recepten Heylung" und diesen wieder „zehn schöne Bücher von frantzösischen Blatern, Lähme, Beulen, Löchern und Zittrachten der Frantzosen"; zuletzt finden sich in der Straßb. Ausg. der großen WA. noch „etliche Fragmenta mit den Büchern von Frantzosen in vorgehenden Theylen begriffen eynstimmendt, welche aus Theophrasti eigener Handschrift abcopieret." In dem neunten Kapitel jenes kleinern Traktats spricht Paracelsus „von der Erkanntnuß und Zeichen der Frantzosen in der gemein, auch in sondern Speciebus, das ist universaliter oder particulariter." Pag. 145 heißt es: „Es sind Chirurgicalische (nämlich nichtsyphilitische) Pustulae, auch Francigenae (nämlich syphilitische) Pustulae. Nuhn die unterscheidt zwischen denen zweyen zu erkennen ist also: Die Chirurgicalisch Pustulae entspringen für sich selbst und nemmend die Artzney gütiglich an und seind leicht zu vertreiben. Aber Pustulae Francigenae, dieselbigen kommen auch also, aber mit demselbigen haben sie sondere stett und örter, da sie anfänglich außbrechen: Als an den Gemächten, an der Stirnen und sonderlich wo Haar wachst. Dazu auch kommen sie mit denen großen Geschwechen der Glieder und dergleichen, und Zufäll im Magen, auch an der Lebern, und gemeinlich mit laufende Lähme an Beinen, so viel mehr haben die frantzösisch Krankheit anhangends, dann die Natürlichen." In dem fünften Buch des Traktats von den frantzösischen Blatern" pag. 277 wird erklärt, was Paracelsus unter „Lähmi" versteht. „Lähmi, sagt er, ist ein Wehtagen, allein auff den Beinen, auß ursachen, das die Gesucht allein in solchen Stetten ihr Operation haben." An unzähligen andern Orten der genannten Abhandlungen spricht Paracelsus von den syphilitischen Knochenkrankheiten und Knochenschmerzen; wir können unmöglich alle hieher bezüglichen Stellen anführen, und beschränken uns daher nur auf die prägnantesten. So heißt es in dem zweiten Buche des Traktats „von Ursprung und Herkommen der Frantzosen" pag. 202 der Straßb. Ausg. zur Hervorhebung dessen, wodurch sich die nichtsyphilitischen von den syphilitischen Protuberanzen unterscheiden, von den Letzteren: „Hie aber an dem Ort werden Beulen und Düppel, die nicht aufbrechen wöllen, auch nicht aufgebrochen seind. Darumb so machen sie ihr Gifftigung heimlich und verborgen, das ist, sie machen Knoden, Knorren, treiben die Gleich auff, entsetzen die Glieder auß ihren Gleichen, biegen die Röhren. Welcher Natur und Art das Frantzösisch gifft ein Ungestalt und unform einführt mit den Schmertzen." Im siebenten Buche „von frantzösischen Blatern, Lähme, Beulen, Löchern und Zittrachten" pag. 291 derselben Ausg. sagt er: „Dergleichen auch die Löcher, so in die Bein und Marck essen, mögen von grundt auff auch nicht geheylet werden. Dann ursachen, das solcher Spiritus corrosivus, der sich hier eingesetzt hat, in kein weg nimmermehr mag da außgetrieben werden. Darumb, wo solche Fisteln in die Rören gehen, mit sorgen anzunemen ist." Endlich in den als Anhang der Straßb. Ausg. beigegebenen „Fragmenten" des Paracelsus, die sich in seinem handschriftlichen Nachlasse vorfanden, findet sich pag. 641 gerade die für unsern Gegenstand bezeichnendste Stelle, vorausgesetzt, daß man die Paracelsische Sprache richtig zu deuten weiß. Indem er daselbst von „Lähme und Knoden" spricht, erklärt er, wie in Folge der syphilitischen Corruption in den knöchernen Theilen des erkrankten Organismus zu allererst ein Schmerz entsteht, der aber nach und nach zu einem greiflichen und sichtbaren Uibel sich herausgestaltet. „Anfänglich so ist es allein ein Chaos aeris, derselbig ligt in sein Glied, und thut seine Wirkung, mit Wehtagen ohn Materia. Dieser Chaos ist ein Spiritus und ein Windt, der nit da mag hinaußgehn für den Leib, hatt auch nitt an jhm, das er möge ein neu corpus machen, u. s. w. Nuhn aber, so es ein corpus an jhn hat, als ein Rauch, der da sich sublimirt: Als dann so treibt die Lähmi Düppel auf, dieselbig ist ein Sublimatz von dieser Sperma. Und ist ein fuligo corporea, der sublimirt sich an derselbigen statt durch die poros, und henckt sich an und macht nodos. Auch so offtmals begibt sich das der Aer sich auffbleſt und in dem Marck die Rören von einandertreibt: Auch zwischen Rören und dem Fleisch in ein Beulen treibt: Auch etwan die poros von einander auff, und macht Krumb Glieder, Schenckel, Arm, Ripp rc.

Erlaube man uns noch zur Ehrenrettung dieses großen verkannten Genius, den auch der naturkundige Goethe*), der mit Ausdrücken der Bewunderung keineswegs verschwenderisch umfährt, einen „außerordentlichen Mann" nennt, einiges die

---

geschrieben werden, rücksichtslos durchbrach und unserer edlen Muttersprache ihr lange vorenthaltenes gutes Recht, wenngleich in ungeschickter Weise, vindicirte.

*) Werke; Stuttg. und Tüb. 1833, Bd. 53, S. 128.

Syphilis Betreffende anzuführen, wenngleich es auf das hier speziell von uns behandelte Thema der Knochenkrankheiten nicht eben genauesten Bezug hat. Man wird daraus ersehen, daß es kaum jemals einen tiefern ärztlichen Denker gegeben hat, als Paracelsus, und daß seine Schriften eine reiche Fundgrube der glücklichsten Apercus, der naturgetreuesten Beobachtungen sind, worin schon Vieles, sehr Vieles, freilich den meisten Augen verborgen, vorgebildet liegt, das nachmals als neu und unerhört ist ausposaunt worden. Paracelsus war der Erste, der den ganz richtigen, aber noch immer nicht genug beherzigten Grundsatz aufstellte, daß das syphilitische Contagium, wie jedes Contagium überhaupt, etwas Unerklärbares und Ungreifbares ist, und daß der Eiter nur das Vehikel ist, in welchem der Ansteckungsstoff sich verbirgt, nicht aber der Ansteckungsstoff selbst. Denn er sagt (Von Ursprung, Herkommen und Anfang der Frantzosen pag. 211): „Dieweil Venus da tingiert hat, und Venus an ihr selbst kein Corpus ist, kein Materia substantialis, das möge zu gleicherweiß, wie ein Besen außkehrt, außgetrieben werden, sondern ohn alle greiflichkeit im Leib liegt, ohn alle greifliche Gestalt, soll ausgeführt werden. Dann das da kein corpus in Leib bringt, das soll auch ohn ein corpus außgetrieben werden. Er will ohne Zweifel damit sagen, daß die Purgiermittel in der Syphilis nichts nützen, sondern daß zu deren Heilung ein Specificum unumgänglich nöthig ist. Ebenso ist Paracelsus unseres Wissens der Erste oder wenigstens sicher Einer der Ersten, welche darauf aufmerksam machten, daß, wenn ein mit der Syphilis Behafteter gleichzeitig von einer andern Krankheit befallen wird, diese letztere an der Syphilis partizipirt und in ihrem Wesen durch die Syphilis nicht unbedeutend modifizirt wird. Bricht z. B. in einem Syphilitischen eine Lungen- oder andere Entzündung aus, so ist es keine einfache Lungenentzündung mehr, sondern eine Lungenentzündung in einem mit der Syphilis behafteten Individuum (Pneumonia in individuo syphilitico)*). Paracelsus sagt (von den Frantzosen drittes Buch Cap. 4, S. 175. Straßb. Ausgabe): „Das Gifft der Frantzosen, wie es an im selbst ist, hat an im die Arth und Eigenschafft zu verendern alle Kranckheiten, und auß denselben ein ander Wesen zu machen." In diesem Kapitel spricht Paracelsus auch von der „Brütung" der Frantzosen: ein Beweis, daß dieser jetzt allgemein angenommene Ausdruck (die Brütungs- oder Incubationsperiode) für die ehemals sogenannte „latente Periode" der ansteckenden Krankheiten ein Eigenthum jenes großen Reformators der Naturwissenschaft und Medicin ist.

An einem andern Orte (Große Wundarznei drittes Buch S. 146. Straßb. Ausg.) erläutert er jenen obenangeführten Satz von dem Veränderwerden der Krankheiten durch die Syphilis dadurch, daß er ihn exemplifizirt, und man kann daher um so weniger über seine wahre Meinung im Zweifel sein. „Als ein Exempel: Es kome die Gelsucht, und derselbig Mensch war frantzösisch. Jetzt ist ein ander Wesen da, das ist, wenn er nie frantzösisch wer, so wers ein andere arth in derselbigen Gelsucht. Also merkent, das Physicalischen und Chirurgicalischen Kranckheiten, so sie nach ihrer Natur geborn werden, werden sie brochen in jhren Wesen, so sie in einen frantzösischen Cörper kommen. Und wiewohl sie nicht Frantzosen seind, jedoch aber so verlieren sie jhre angeborn arth und Eigenschafft." Und später setzt er hinzu: „Darumb die Cur Tincturisch (d. h. antisyphilitisch oder wenigstens mit Berücksichtigung der Syphilis vorzunehmen) seyn soll . . . und werden die Frantzosen nicht curirt, so bleibt dieselbig Kranckheit, und wird nicht getheilt."

Die Lehre von der Uibertragungsfähigkeit der Syphilis während des Zeugungsaktes von den Eltern auf die Kinder (Syphilis intra uterum), eine Lehre, welche selbst heutzutage noch von so vielen Aerzten angefochten wird, findet an Paracelsus ihren entschiedensten Vertheidiger. Sehr oft kommt er auf dieses Thema zurück. Hier nur einige darauf bezügliche Stellen. In der Abhandlung, „von Ursprung, Herkommen und Anfang der Frantzosen" Buch I. Cap. 4, pag. 191 Straßb. Ausg. sagt er: „Das ist, die, so von Frantzosen angriffen sind worden, ist es in Virtute generativa, das ist, das die frantzösisch Matery sich eingemischt hat in die Conception, so ferbt daselbig Kind diese Kranckheit, und wird damit geborn." In der Abhandlung „von frantzösischen Blatern, Lähme, Beulen u. s. w." Buch IV. Cap. 7, pag. 274 derselb. Ausg. erklärt er sich aber noch deutlicher hierüber. Daselbst heißt es: „Auff das weiter zu mercken ist, das die Sperma (d. i. der Ursprung der Syphilis) in semine ligt, mit aller ihrer Boßheit. Durch das ist das Kind den Frantzosen underworffen, und ererbt sich von den Eltern mit dem Wesen und End, wie es sich in den Eltern sollt erzeigt haben. Darumb Aussetzige Kinder, Lahm, Krumm, der gestalt entsetzt, befleckt, und viel ungeschickter dann möglich ist zu schreiben,

---

*) Ich hatte einen solchen Fall vor Jahren in Olmütz zu beobachten Gelegenheit. Ein junger Mann aus Wien, von sehr wohlhabenden Eltern abstammend und an ein luxuriöses Leben gewöhnt, ward von seiner Familie, um ihn den Ausschweifungen der Residenz zu entziehen, nach Olmütz auf die Universität geschickt und daselbst in Verpflegung gegeben. Er brachte schon die Syphilis mit, setzte aber hier sein ungeregeltes Leben fort. Entschieden cholerischen Temperaments ward er hier von einer Leberentzündung befallen. Ein übrigens höchst achtbarer Arzt, der jedoch dem Aderlasse mehr als billig zugethan war, ließ binnen wenigen Tagen eilf Mal hintereinander zur Ader, ohne daß die Entzündung im geringsten abgenommen hätte. Auf meine Bitte wurde Kalomel angewendet. Von dieser Stunde an besserte sich der Zustand und der Kranke genas vollständig, wenigstens von der Leberentzündung. Ob er auch von der Syphilis vollständig genesen, weiß ich nicht, da er mir später aus den Augen gekommen.

aber ein Zeichen der Eltern Gesundheit. Auch möglich, das es nicht beschehn (d. h. daß das Kind nicht syphilitisch wird) so die Matrix so hitzgeittig ist und der Sperma den Gewalt nimpt, das er nit kompt in die Zelle (welch ein merkwürdiger Ausdruck im Hinblick auf die neueste Physiologie der Zeugung!) des Kindes. Auch die Nobilitet des Samens sich offtmals hindan scheidet, von wegen seiner Tugendt, als dann bleibt die Boßheit in den Eltern, unnd das Kind wirdt erlößt unnd gesundt geborn."

Paracelsus ist unsers Wissens auch der Erste, welcher lehrt, daß die Syphilis nicht nothwendig ein Individuum befallen muß, das der syphilitischen Ansteckung sich ausgesetzt hat; weil zur Erzeugung dieser, so wie jeder andern Krankheit, eine Prädisposition erforderlich ist, welche auch fehlen kann. „So mercken, sagt er (von frantzösischen Blatern u. s. w. Buch V. Cap. 1, pag. 276. Straßb. Ausg.), das die Infektion in drey Weg beschieht, durch welche die Frantzosen geborn werden . . . (durch den Coitus) solchs eins von dem andern empfacht. Und ist der Erst weg, dadurch die Frantzosen empfangen werden, der ander ist, die Kinder, so solche Kranckheit auß Mutterleib bringen, und ist ein Erb auff sie, und bleibt auch erblich. Der dritt ist von denen, die es durch Anrüren (durch Kleider, Betten, Geschirre, Instrumente u. dgl.) gewinnen. . . . Aber außerhalb den Dreyen wegen kommend kein Frantzosen. Wie offtmals mancher in solchen dreyen wegen hartligt, und dennoch entrinnt. Ist die Gunst der Natur da, welche nicht alles das laßt zu Boden fallen, das fallen will . . . Darumb wir nicht wöllen, das jhr uns in den weg verstehn sollen, als müste es denen begegnen, die in den dreyen vorigen wegen tieff lägen: Sondern der Natur jren Beschirm und art auch nachlassen und jr Tugendt, die an eim mehr ist, dann am andern." Auch darauf dringt er, daß man nicht etwa glaube, ein syphilitischer Krankheitsfall sei ganz gleich dem andern in Betreff der Erkenntniß sowohl wie der Behandlung, sondern die größte Sorge müsse es sein, „die species der Frantzosen wohl zu verstehn"; da aber dieses Verständniß nicht so leicht ist, so meint er, „das das Artzneyen der Frantzosen einem gemeinen Arzt zu schwer ist" (a. o. a. O. Cap. 2, pag. 277). Denn er kennt sehr wohl die vielen und großen Schwierigkeiten, welche sich der radikalen Tilgung des syphilitischen „Giftes" und somit auch der vollständigen Heilung der Syphilis entgegenstellen, und wie sehr oft die Bemühungen auch der geschicktesten Aerzte an dieser schwer zu umschiffenden Klippe scheitern. „Niemand kann dem Esel sein Tuck recht erkennen, auch dieser Kranckheit niemands ihre tuck recht erfarn, sondern es bleibt allweg etwas übrigs, oder etwas frembdes, das vor nit gewesen ist . . . Darumb sich keiner berühmen darf, er sei der Kranckheit ohne zweiffel, er sei jhr gewaltig, er sei jhr Meister; denn so offt ein Frantzösischer, als offt ist ein besonderer tuck in der Kranckheit, die den Arzt umbtreibt, verirt und verspot." (Große Wundarznei Buch III. Cap. 2, pag. 133. Straßb. Ausg.).

Ebenso behauptet er (im vollkommensten Einklange mit der allerneuesten Wissenschaft), daß das syphilitische Contagium viele Jahre lang unausgerottet im Körper schlummern kann, bis es sich endlich dadurch manifestirt, daß es während des Zeugungsaktes von den Eltern auf die werdende Frucht übertragen wird. (Von den frantzösischen Blatern Buch IV. Cap. 7. pag. 274).

Vergesse man auch nicht, daß nicht **Basilius Valentinus**, wie gewöhnlich gedruckt wird, sondern Paracelsus es war, der das Quecksilber, das Antimon, und andere chemische Mittel in die Medicin erst recht einführte; wie er denn überhaupt die Förderung der Chemie, dieser Herrin der Gegenwart, zu einer Zeit sich angelegen sein ließ, wo man von dieser Wissenschaft kaum noch eine Ahnung hatte. Gleichwohl verkennt er die großen Nachtheile nicht, welche das Quecksilber, wenn es unklug benützt wird, im Organismus hervorrufen kann (Von Frantzosen Buch III. Cap. 3, pag. 175). Kurz, wohin man blickt, überall stößt man in seinen Schriften auf Ansichten und Grundsätze, deren sich die Schriftsteller neuesten Datums nicht zu schämen hätten, ja die in ihre Schriften, ihnen selbst unbewußt, übergegangen sind. Und einen solchen Mann, reich an Geist, reich an Erfahrung und Wissen, ja selbst reich an Gemüth und an Zügen eines bedeutenden Charakters, wie sich aus unendlich vielen Stellen seiner Schriften klar beweisen läßt, wird man nicht müde zu verunglimpfen, weil er eine schwer verständliche Sprache spricht, die im Grunde eine jedem Reformator von der Nothwendigkeit aufgedrungene Eigenheit ist, und weil er sich mitunter zu freilich schwer entschuldbaren rohen Ausbrüchen des Zorns gegen den Undank seiner Schüler, die Verfolgungen seiner Gegner, und den allezeit rührigen ärztlichen Charlatanismus unfreiwillig hat hinreißen lassen. Man ist präoccupirt; man kommt mit vorgefaßten Meinungen, mit schablonenartig fertigem Urtheil an ihn heran. Ein Literarhistoriker und Kritiker spricht dem andern nach und kanzelt ihn beinahe mit denselben Phrasen, wie einen Schulknaben, ab. Von Beweisen, daß man ihn aufmerksam und vollständig gelesen, geschweige daß man ihn studiert habe, wie er studiert sein will und muß, bei keinem seiner Verunglimpfer, — ich betone dieses Wort, und nehme selbst den von mir sehr verehrten **K. Sprengel** nicht ganz aus — irgend welche Spur *). Mit welchem unzurechtfertigenden Leichtsinn man gegen Paracelsus zu verfahren gewohnt ist,

*) Zu jenen, welche von Paracelsus in höchst verächtlichem Tone sprechen, gehört auch in neuerer Zeit der von Vielen überschätzte, aber nicht immer mit gewünschter Gründlichkeit vorgehende Herr von **Feuchtersleben** (Lehrb. der ärztl. Seelenkunde, Wien 1845). Ich bin so fest überzeugt wie von meinem Dasein, daß F. den Paracelsus nie gelesen, vielweniger studiert hat; sonst hätte er bei seinem allerdings klaren

davon gibt **Astruc**, der doch sonst höchst schätzbare literar-historische Kenntnisse und einen nicht gewöhnlichen kritischen Scharfblick besitzt, ein auffallendes Beispiel. Astruc, der die Schriften des Paracelsus im Original sicher nicht gelesen hat, weil er als Franzose unmöglich lesen konnte, was sogar einem gebornen Deutschen schwer lesbar ist, Astruc fährt mit einer Masse von Schimpfworten, worin er dem Paracelsus wahrlich nichts nachgibt, über diesen her, und sucht ihn unter Anderem auch dadurch lächerlich zu machen, daß er ihm vorwirft, das Mährchen verbreitet zu haben, als sei das Erscheinen der Syphilis von einem berühmten Astronomen des fünfzehnten Jahrhunderts schon im Jahre 1476, also fast ein Vierteljahrhundert früher, vorhergesagt worden [1]). Nichts kann unwahrer sein, als das. Gerade das Gegentheil behauptet Paracelsus, und zwar in einer Art und Weise, die zu den klarsten und verständigsten gehört, die wir an ihm kennen. Denn er sagt (Große Wundarzney Buch III. Cap. 7, pag. 137): „Es hat ein trefflicher Astronomus prognosticirt, es werde in kurzen Jahren ein neye schwere peinliche Kranckheit auffersteha, dieselbige werde viel Volcks beschädigen: Also seind im fünften Jar nach der Prognostication die Frantzosen in Teutschland kommen. N u h n i s t s o l c h e s d u r c h d e s H i m m e l s L a u f f n i t g e s c h e h n: Dann sein natürliche Ordnung ist nicht so streng über den Menschen gericht, daß sie ihn dermassen wöllen verderben. . . Ein andere arth ist, aus der wir sollen Weissagen, das ist ein newer Himmel gebirt sich aus d e r M e n s c h e n U i p p i g k e i t." Er erklärt hiemit also ausdrücklich, daß es die Schwelgerei und Genußsucht der Menschen ist, welche sie in dieses Elend gestürzt hat, nicht aber der Einfluß der Gestirne.

Wären doch alle Jene, die über einen Autor, und besonders über einen Autor längst verklungener Jahrhunderte, ein Urtheil sich erlauben, zu der Einsicht zu bringen, daß sie zu so einem Urtheile nur berechtigt sind und sein können durch das umfassendste, sorgfältigste und tiefste Studium der Originalschriften dieses Autors, also durch das Zurückgehen auf die Quellen; und möge bald der Mann erscheinen, der mit tiefem Verständnisse der Zeit und der Sache und mit Liebe für den Gegenstand ausgerüstet es unternähme, die Nebel des Vorurtheils, welche die literarische Persönlichkeit des Paracelsus bisher eingehüllt und beinahe unkenntlich gemacht haben, zu zerstreuen und die großen Verdienste hervorzuheben, welche dieser kühne Reformator nicht blos um die Medicin, sondern um die gesammte Naturwissenschaft durch die genialen Fulgurationen seines ebenso reichen als schöpferischen Geistes sich erworben hat. Doch allem wirklich Guten kommt, früher oder später, der Tag der Anerkennung: in diesem Glauben leben und sterben wir.

XXI.

Benedictus de Victoriis.

Benedictus de Victoriis aus Pavia, Filosof, Arzt und Lehrer der Arzneikunde, geb. um das Jahr 1481, † in den fünfziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, schrieb noch als siebzigjähriger Greis einen Librum de Morbo gallico et ejus cura in zehn Kapiteln, welches Buch 1551 zu Florenz im Druck erschien. Zu der Autorschaft eines andern unter seinem Namen erschienenen viel kleinern Traktats, der den Titel: De morbi gallici curandi ratione liber führt und nur 8½ Seiten einnehmend 1536 zu Basel das Licht der Welt erblickte, will er sich nicht recht bekennen; „es müßte denn sein, sagt er, daß ich einigen meiner Schüler, die in mich drangen, mit dem Bericht über die zweckmäßigsten antisyphilitischen Mittel ein Geschenk gemacht hätte." Das letztere ist mir auch sehr wahrscheinlich; denn die Grundsätze, welche in diesem Büchlein vorgetragen werden, stimmen mit den in dem größern Werke enthaltenen so ziemlich überein. Benedictus de Victoriis bestätigt, was wir oben sagten, daß die Aerzte jener Zeit sich klugerweise drehten und wanden, um die Ehre der von der Syphilis ergriffenen „ehrwürdigen" Personen zu retten. „Wenn Jemand behauptet, meint er [2]), daß er sich einer Ansteckung ausgesetzt hätte, ohne daß er den Beischlaf gepflogen, so darf man ihm keineswegs widersprechen; denn — nun folgt der unumstößliche Beweis —

Verstande anders über ihn urtheilen m ü s s e n. Milder beurtheilt ihn der geistreiche **Wunderlich** in seiner Gesch. d. Med., Lpz. 1859, obwohl sich von einem Manne, der die von ihren guten Freunden bis zum Uiberschwang gelobhudelten Meister einer „Schule", deren Tummelplatz der Secirtisch und deren Gott das Messer ist, in den siebenten Himmel erhebt, nicht erwarten ließ, daß er dem Gedankenheros Paracelsus vollkommen werde gerecht werden; daher er ihn auch selbst für ein Compendium allzukurz abfertigt. Wenn endlich der wackere **A. Kußmaul** (Unters. ü. d. constit. Merkurialism. u. s. w. Würzb. 1861) den großen ärztlichen Umsturzmann des sechszehnten Jahrhunderts nicht den **Luther**, sondern den Karlstadt der Medicin genannt wissen will, so liegt darin meines Erachtens weder ein Vorwurf noch ein Tadel. Denn Karlstadt war im Gegensatze zu dem kirchlich-konservativen Luther ein biblisch-Radikaler; und nur durch eine Radikalkur — das sollten Aerzte doch wissen — können Uibelstände mit der Wurzel ausgerottet werden.

[1]) Astruc De morb. vener. Libr. V. pag. 460.

[2]) Libr. de morb. gallic. et ejus cur. cap. 4.

es sind mir ehrbare und heilige Jungfrauen vorgekommen, welche unter einer strengen und unverletzlichen Hut in den festesten Klöstern aufbewahrt, gleichwohl bei den gegenwärtigen Witterungsverhältnissen wegen einer in ihren Säften stattfindenden Putreszenz auf höchst beklagenswerthe Weise der Syphilis anheimfielen." Wie alle seine Vorgänger, spricht auch Benedictus von den Schmerzen des Kopfes und den gummösen Erhabenheiten am Kopfe und an den Membranen, welche die Knochen bedecken (Tubercula gummosa in capite et in membranis ossa tegentibus). Auch in dem kleinen Traktate vom Jahre 1536 ist die Rede häufig von den Leiden der Knochen; so z. B. empfiehlt er dringend die schweißtreibenden Mittel zur Reinigung der Pusteln und zur Erweichung der bevorstehenden Gummositäten (ad resolutionem materierum praeparatarum ad faciendas gummositates). Sollten aber trotzdem die Pusteln und Gliederschmerzen zunehmen, oder wenigstens in statu quo verbleiben, dann räth er zu den Quecksilbereinreibungen zu schreiten. Merkwürdig ist seine Warnung vor dem Gebrauche des Quajakholzes am Anfange der Syphilis; erst wenn die Merkurialinunctionen gemacht worden sind, nütze das Quajakholz.

XXII.

Johann Baptist Montanus.

Es hat kaum jemals einen lebhaftern Widersacher des Quecksilbers gegeben, als Johann Baptist Montanus, geb. 1498 zu Verona, der, nachdem er in mehreren Städten Italiens die ärztliche Praxis ausgeübt hatte, zuletzt in Padua die Medicin öffentlich lehrte, in welcher Stadt er auch 1551 starb. Er schrieb einen Tractatum de morbo gallico, den ich bis jetzt leider nicht zu Gesicht bekommen konnte, worin er das Quecksilber ein pessimum venenum nennt, das man vom ärztlichen Gebrauche ganz und gar ausschließen sollte, weil es wohl zu heilen scheine, aber nicht wirklich heile, und Consilia Medica Edit. Hieronym. Donzellini. Norimberg. 1559. Fol., welche vor mir liegen. Auch dieses letztere Werk sprudelt an mehreren Stellen von gehässigen Invectiven gegen das Quecksilber, und Diejenigen, welche es verordnen, förmlich über. Aber gerade die darin vorkommenden Rekriminationen sind der beste Beweis dafür, daß die Knochenkrankheiten Symptome der Syphilis und nicht Resultate des Quecksilbergebrauchs sind. Auch in der Wissenschaft kann die Leidenschaft verblenden und den Sinn derart umnebeln, daß man den Irrthum für Wahrheit, und die Wahrheit für Irrthum ansieht. Aber die Wahrheit rächt sich an ihren Verfolgern, ohne daß sie es merken; das zeigt sich bei Montanus augenscheinlich. Alles, was er einerseits dem Quecksilber aufbürdet, ist er andererseits genöthigt, als Erzeugniß der Syphilis zu konstatiren. Jeden Augenblick widerspricht er sich. In dem 247. Consil. Med. fol. 250 seqq. spricht er z. B. von einem jungen deutschen Kavalier, über dessen Krankheit er befragt wurde. Er diagnostizirt, daß es Syphilis sei, und erläutert sodann, wie folgt: Bevor das syphilitische Kontagium zur Leber gelangt (die Leber spielte zu jener Zeit eine große Rolle in der Pathologie), werden alle syphilitischen Geschwüre geheilt, und kehren nicht wieder zurück; wenn es aber zur Leber gelangt ist, dann erscheinen nicht nur Bubonen, sondern auch der Kopf und alle Glieder werden von der Krankheit befallen (caput occupat, et omnia membra invadit). Einige Zeilen später sagt er aber, daß den Syphilitischen nichts mehr schade, als der innere oder äußere Gebrauch des Quecksilbers, weil durch dessen Anwendung alle Glieder affizirt werden (quia ex tali applicatione homines secundum membra principalia semper fuerunt affecti). Kann es einen größeren Widerspruch geben? — Er feindet das Quecksilber an. Und warum? Man höre. Praeter malas conditiones omnes, heißt es an dem genannten Orte, quas habet (argentum vivum), unum habet detestandum, quia facit operationem suam contra methodum et contra rationem: est enim apud medicos unum axioma, ut cum evacuamus, non trahamus humores ad locum nobilem. At argentum vivum, quicquid in juncturis est, ad pulmonem trahit et expuitur: et sequitur foetor, corruptiones dentium, gingivarum, ulcera maligna in ore. Also aus dieser Stelle ist doch wohl klar genug ersichtlich, daß die Knochenleiden da waren, bevor das Quecksilber gereicht wurde, daß folglich die Knochenleiden der Syphilis als passives Symptom angehören, und nicht dem Gebrauche des Quecksilbers zuzuschreiben sind. Noch deutlicher wird das aus einer Stelle im Consil. Med. 249 fol. 254, wo es heißt: So wie die Natur des den Ansteckungsstoff aufnehmenden Individuums verschieden ist, so sind auch die syphilitischen Krankheitsformen verschieden: bei dem einen Individuum tritt Enthaarung ein, bei dem andern erscheinen Geschwüre, bei noch Andern werden bald die Arme, bald der Kopf, bald die Schenkel schmerzhaft (in nonnullis dolores facit (morbus), in aliquibus brachia, in aliis caput, in aliis crura occupat).

Interessant ist auch das Consil. Med. 252, fol. 257, weil es die Krankengeschichte eines jungen Mannes enthält, der an Geschwüren der Vorhaut, Flecken und Pusteln mit Jucken am ganzen Körper, besonders um die Gelenke herum, Knochenschmerzen und Augenentzündung litt. Interessant nennen wir diese Geschichte deshalb, weil hier zum erstenmale eine

Entzündung des Auges als Produkt der Syphilis auftritt, da, unseres Wissens wenigstens, die frühern Syphilografen dieses Uibel im Gefolge der Syphilis nicht aufführen. Im Cons. Med. 254 fol. 259 behauptet übrigens Montanus, daß die Syphilis tausend Verwandlungen (mille metamorphoses) durchmachen und nach achtzehn Jahren wiedererscheinen könne, wenn sie nicht vollständig geheilt worden war. Er erzählt bei dieser Gelegenheit von einem seiner Verwandten, der nicht glauben wollte, daß er an der Syphilis leide, weil er viele Jahre kein Frauenzimmer berührt habe, daher auch nichts dagegen gebrauchte, und auf diese Weise elend an der Syphilis zu Grunde ging.

XXIII.

Johann Fernelius.

Nicht minder gilt der berühmteste französische Arzt des sechszehnten Jahrhunderts, Johann Fernelius, Leibarzt König Heinrichs II., geb. zu Amiens um 1486, † zu Paris 1558, als ein Verächter des Quecksilbergebrauchs und als einer Derjenigen, welche am entschiedensten behaupten, die Knochenkrankheiten seien auf Rechnung des Quecksilbers zu schreiben, nicht aber auf Rechnung der Syphilis. Man scheint sich hiebei außer seiner Monografie De lue vener. Antverp. 1597 vorzüglich auf seine Schrift De abditis rerum causis Libri duo. Par. 1560 zu stützen, wo er Libr. II. Cap. 14 sagt, daß das Quecksilber zwar die Hitze der Pusteln (pustularum ardorem) tilgt, aber die Knochenschmerzen steigert (articulorum dolores exagitat). Allein abgesehen davon, daß Fernel nicht sagt, das Quecksilber e r z e u g e die Knochenleiden, sondern daß er nur sagt, es s t e i g e r e dieselben, daß er also das Bestehen der Knochenleiden schon vor dem Gebrauche des Quecksilbers zugibt, möchten wir überhaupt rathen, auf den Ausspruch des trefflichen Mannes in dieser Sache kein allzugroßes Gewicht zu legen. Denn offenbar widerspricht sich hier Fernel in auffallender Weise: Er selbst schildert die Leiden, welche die Syphilis an sich — nicht der Gebrauch des Quecksilbers — hervorbringt, in beredten Worten. Nachdem er sich für die contagiöse Natur des Uibels entschieden und die verschiedenen Wege, auf welchen das Contagium in den Körper gelangen kann (Geschlechtstheile, Brüste, Mund, Haut, Hand des Geburtshelfers), nachgewiesen hat, geht er endlich zur Schilderung der einzelnen Symptome der Syphilis über und kommt zuletzt auf die nächtlichen Knochenschmerzen (cruciatus immanes ac diuturnos, qui noctu maxime invalescunt), auf die harten Tophen (tophos praeduros) und skirrhösen Geschwülste (scirrhosos tumores) zu sprechen. Dann fährt er fort: In ossium vero substantiam per tenues quasi tubos se inferens (venenum) illa diffundit, dilatatque in tumorem, quae quidem carie consumpta putrescunt. Er gesteht also zu, daß die Syphilis an sich, nicht die durch das Quecksilber alterirte und modifizirte Syphilis, die gräulichsten Knochenverwüstungen und bedeutendsten Knochenschmerzen in ihrem Gefolge habe. Ja selbst die innersten Theile verschont sie nicht, indem man bei der Section an Syphilis Verstorbener die Eingeweide mit häßlichen Pusteln und Geschwüren besetzt findet (dissectis mortuis comparent pustulis ulceribusque foeda viscera). Fernel läugnet übrigens ganz und gar nicht, daß das Quecksilber in der Syphilis palliative Hilfe zu leisten, wohl aber läugnet er, daß es dieselbe radikal zu heilen im Stande sei (symptomatis opem ferens mali radicem haudquaquam evellit). Denn oft erst nach dreißig Jahren (post annum trigesimum) kehrt die Krankheit, wenngleich in veränderter Gestalt, zurück: so lange kann der Keim derselben unentwickelt im Verborgenen fortschlummern. Man glaubt sich von dem Uibel befreit, inficirt die Person, mit welcher man sich geschlechtlich vereinigt hat, und erzeugt syphilitische Kinder; eine Behauptung, deren Beachtung wir im Interesse der Wissenschaft und der Menschheit allen Jenen unserer verehrten Standesgenossen dringend an's Herz legen möchten, welche noch immer an die Erblichkeit der Syphilis keinen rechten Glauben haben *).

*) Man hat die Einwendung gemacht: Wie ist es möglich, daß ein „Gift" so lange im Körper schlummern kann, ohne von seinem Dasein Kunde zu geben? Aber man hat bei dieser Einwendung nicht bedacht, daß das Gift eigentlich gar nicht schlummert. Es ist da, es wirkt, nur manifestirt es sich nicht so grell, die Syphilis tritt in ihrer charakteristischen Beschaffenheit nicht so markant hervor; weil im Laufe der Zeit der Organismus vermöge seiner großen Accomodations- und Assimilationsfähigkeit das Gift depotenzirt und bis auf einen gewissen Grad sich unterwürfig gemacht hat. Gleichwohl hat das Gift alle seine Kraft nicht eingebüßt. Ein vormals angesteckt gewesenes und nicht g a n z v o l l s t ä n d i g geheiltes Individuum wird gichtisch, bekommt Gliederschmerzen, Knochenauftreibungen, Flechten und andere Ausschläge; und Niemand, auch das Individuum selbst nicht, hat eine Ahnung davon, daß dies die in ihren Grundzügen nicht völlig erloschene Syphilis ist. Wird nun ein solches Individuum zeugend, so treten dessen körperliche und psychische Eigenthümlichkeiten, folglich auch die Gebrechen, aus dem Hintergrunde, in welchem sie bisher verborgen lagen, in ihrer ganzen Schärfe hervor, und der getreue Reflex desselben ist das Gezeugte. Denn man darf nicht vergessen, daß der Zeugungsakt ein somatisch-psychischer Akt ist, bei welchem in dem höchsten Momente der Aufregung das ganze leibliche und psychische Wesen des zeugenden Individuums, gleichsam als Quintessenz im Sperma konzentrirt, auf die werdende Frucht überfließt.

XXIV.

Anton Fracantianus.

Auch Anton Fracantianus, geb. um 1500 zu Vicenza, † 1569 zu Padua, wo er ein zu seiner Zeit sehr berühmter Lehrer der Arzneikunde war, verfehlt nicht in seiner aus 24 Kapiteln bestehenden Schrift De Morbo gallico fragmenta quaedam elegantissima, deren erste Ausgabe Patav. 1563 (nicht 1564, wie Astruc, der das Original nicht eingesehen zu haben scheint, fälschlich angibt) vor mir liegt, auf die Knochenleiden in der Syphilis ganz besonders aufmerksam zu machen. Gleich im Cap. II., wo er von dem Wesen der Syphilis spricht, erwähnt er der heftigen Schmerzen (vehementissimi sunt et ad vesperam invadentes). Ausführlicher und deutlicher über diesen Punkt ist er im Cap. III., das von den Differenzen der syphilitischen Krankheit, und im Cap. IV., das von den Symptomen derselben handelt. Dort sagt er, daß die Knochengeschwülste (Tophi) besonders an den Mittelstücken der Armknochen und der Schienbeine, auch am Kopfe, häufig an den Rippen, zuweilen am Zungenbeine zum Vorschein kommen; diese Geschwülste sind bald mit der Knochensubstanz selbst innigst verwachsen (in substantia ossium impacti), bald hängen sie den Knochen an, bald afficiren sie blos das Periost und die umgebenden Theile. Die Knochenschmerzen aber erstrecken sich entweder über den ganzen Körper, oder sie beschränken sich auf eine bestimmte Partie desselben; immer nehmen sie nur die Mittelstücke der Knochen ein und sind höchst peinlich (semper partes inter articulos, quae internodia dicuntur, excruciant). Unter den Symptomen macht er besonders auf die Gemüthsstimmung der Syphilitischen aufmerksam. Die Kranken werden träge, schlaflos, furchtsam, traurig, magern ab, und wissen selbst nicht zu berichten, was ihnen fehlt (nesciunt ipsi referre, quid patiantur). Da dies aber nur accidentelle, nicht pathognomonische Symptome sind, so müsse man sich erkundigen, ob sie Umgang mit Syphilitischen gehabt haben und was auf diesen Umgang gefolgt sei: ob Gonorrhoe, Pusteln, Geschwüre, Bubonen, Tophen, abendliche Schmerzen, Enthaarung (depilationes). Dies, sagt er, sind die gewissen und unverkennbaren Symptome der Syphilis (haec certa et manifesta sunt indicia Morbi gallici); sie müssen aber nicht alle zusammen vorkommen, sondern es reicht zur Diagnose schon hin, wenn nur einige derselben vorhanden sind. In dem therapeutischen Theile seines Buches kommt er abermals auf die Tophen und Knochenschmerzen zu sprechen und handelt im Cap. XVIII. auch vom Beinfraß, den er ein höchst lästiges Symptom nennt, besonders wenn er an den leicht zerstörbaren Gaumen- und Nasenknochen auftritt. Das Quecksilber fürchtet er als ein Venenum calidum et corrosivum, auf seine Gewährsmänner Galen und Dioscorides sich stützend, die es gleichfalls verdammen; „obgleich die Deutschen dieses Mittel ihren wurmkranken Kindern reichen und der Epigrammatist Ausonius von einem Weibe erzählt, die ihrem Manne, in der Absicht, ihn zu vergiften, Quecksilber unter andere Substanzen mischte, ohne ihm jedoch Schaden zuzufügen.“ Doch ist er so redlich zu gestehen, daß bei der großen Hartnäckigkeit der Syphilis die gelehrten Männer seiner Zeit, nachdem sie das Quecksilber schon verlassen hatten, sich neuerdings zu ihm, als einem unentbehrlichen Mittel, zurückwendeten; eine Umkehr, die wir auch an Aerzten der Gegenwart schon öfters erlebt haben.

Interessant ist auch der Umstand, daß Fracantianus Cap. VI. eines mit dem arabischen Gummi vermischten Quecksilbers erwähnt, dessen man sich zu seiner Zeit bediente. Es ist ist dies also nicht, wie man bisher allgemein geglaubt hat, eine Erfindung des Wiener Arztes Plenck, von dem der Mercurius gummosus bekanntlich seinen Namen hat*). So verliert, wenn man sich in die Schriftwerke der Vergangenheit vertieft, manches für neu geltende Geistesprodukt die Larve der Jugend und wird in einem vielhundertjährigen ehrwürdigen Alter oft erkannt.

XXV.

Gabriel Faloppia.

Gabriel Faloppia (so ist die richtige Schreibart seines Namens, nicht Fallopia, wie Andere zu schreiben pflegen), der große für alle Zeiten ehrwürdige Anatom, zu seiner Zeit auch als praktischer Arzt und Botaniker berühmt, geb. 1490 zu

*) Sogar der geschichtskundige F. A. Simon in Hamburg scheint diesen Umstand auffallenderweise übersehen zu haben, indem auch er, wie ich nachträglich ersehe, gleich allen andern Aerzten die Erfindung des gummösen Quecksilbers dem Wiener Medicus zuschreibt.

Modena, † 1563 als Professor zu Padua, nachdem er durch einen bedeutenden Theil Europa's wissenschaftliche Reisen gemacht und mit den gelehrtesten Fachgenossen literarische Verbindungen angeknüpft hatte, schrieb gleich seinen Lehrern Antonius Musa Brassavolus und Joh. Bapt. Montanus ebenfalls einen Traktat De morbo Gallico, der erst nach seinem Tode zu Padua 1564 von Petrus Angelus Agathus mit Randglossen versehen herauskam, aber ohne Zweifel schon viel früher verfaßt worden war. Leider war es mir bei meiner Abgeschiedenheit von den Bibliotheken der großen Residenzen bis jetzt nicht vergönnt, von dieser Schrift Faloppia's Einsicht zu nehmen. Doch ersehe ich aus den Citaten Anderer, namentlich aus Weatherhead History of the venereal disease examined, Lond. 1841. 8., daß Faloppia, der ein großer Feind des Quecksilbergebrauchs in der Syphilis war, gleichwohl nicht umhin konnte zu gestehen, die Knochenkrankheiten gehörten der Syphilis als wesentliche Symptome an und entstünden nicht erst in Folge des Quecksilbergebrauches. Denn er ist mit den spanischen Schriftstellern Oviedo und Lopez de Gomara der Meinung, daß die Syphilis unter den Eingebornen von Hispaniola sehr gelinde, krätzähnlich und leicht heilbar war, daß sie aber nach Europa übertragen so ausgeartet und beinahe unbezähmbar geworden sei, daß Kopf, Auge, Nase, Gaumen, Haut, Muskeln, Knochen, Bänder, Eingeweide durch sie angegriffen, infizirt und korrumpirt wurden (Ibi in Hispaniola mitis est morbus et instar scabiei; sed ad nostrum veniens orbem ita ferus, ita immitis factus, ut caput, oculos, nasum, palatum, cutim, carnem, ossa, ligamenta, viscera tandem omnia infestet, inficiat, corrumpat). Faloppia verfällt übrigens auch in jenen allen Antimerkurialisten gemeinsamen Fehler, welcher am besten beweist, auf wie schwachen Füßen ihre Lehre beruht und wie sehr sie von ihrem ärztlichen Gewissen gedrängt zuletzt dennoch sich genöthigt sehen, der Wahrheit die Ehre zu geben: er widerspricht sich in auffallender Weise. Denn er bekennt offen, nicht nur Heilungen schwerster Syphilis mittelst Quecksilbers durch Empiriker gesehen, sondern auch selbst in verzweifelten und allen andern Kurmethoden hartnäckigen Widerstand entgegensetzenden syphilitischen Affektionen (in rebellibus affectibus et desperatis) Quecksilber mit Erfolg angewendet zu haben; ja er nennt es sogar, sein früher darüber ausgesprochenes Verdammungsurtheil in einem Anfalle von Zerstreutheit ganz aus den Augen verlierend, ein divinum remedium.

XXVI.

Baptist Fulgosius und Conrad Reitter.

Die Zeugnisse der nichtärztlichen Schriftsteller, die zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts schrieben, sind schließlich auch nicht zu verachten. Wir wollen uns indeß nur auf zwei wegen ihrer Seltenheit besonders merkwürdige Citate aus jener Zeit beschränken. Der berühmte Genuesische Historiker Baptistus Fulgosius sagt im ersten Buche seines im Jahre 1509 zu Mailand gedruckten Liber factorum et dictorum memorabilium Folgendes: „Etwa zwei Jahre, ehe Karl VIII. nach Italien kam, wurde die Welt von einer völlig neuen Krankheit heimgesucht, für die die Aerzte weder einen Namen noch ein Mittel fanden. Man bezeichnete die Krankheit verschieden; in Frankreich hieß sie neapolitanisches, in Italien französisches Uibel. Einige nannten die Krankheit noch anders; Mehrere nannten sie die Krankheit Hiobs. Dieses Uibel ergriff mit großer Heftigkeit die Gelenke und Knochen und bedeckte den Körper mit Geschwüren."

Conrad Reitter, Prior eines Wiener Klosters, gab zu Wien 1508 eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte unter dem Titel Mortilogus heraus, in welcher sich eine ohne Zweifel schon viel früher, vielleicht schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, geschriebene Ode im Sapphischen Versmaß von 30 Strofen befindet, worin er die heil. Jungfrau Maria anfleht, die Menschheit vor der neuentstandenen fürchterlichen Seuche zu schützen. In dieser Ode heißt es:

Pustulis atris scabieque turpi
Rancida haec manat, sanieque foeda
Inficit sparsim moribunda membra
Debilitatque.

Tollit his dulces animas, at illos
Sternit invivo miseros grabato,
Et gravi torquens conciat dolore
Tempore longo.

In dieser Strophe spielt der Dichter offenbar auf die Knochenschmerzen an.

XXVII.
Neuere Beobachter.

Doch genug. Ein Mehr wäre zu viel und würde die Leser ermüden. Man hat hoffentlich schon durch das Gebotene die volle Uiberzeugung gewonnen, daß sogleich in den allerersten Jahren des Auftretens der Syphilis auf dem Europäischen Kontinente die Knochenkrankheiten als der Syphilis wesentlich angehörige Symptome von allen Aerzten einstimmig anerkannt worden sind. Hören wir nun auch, was in der neueren und neuesten Zeit hierüber berichtet wird. Die Franzosen sind sicher in Allem, was die Krankheitsfamilie Syphilis betrifft, sehr kompetente Richter; denn ihre wohleingerichteten Spitäler sind stets mit Syphilitischen überfüllt, und es fehlt ihnen daher nicht an Gelegenheit zu reichhaltigster Erfahrung, welche dadurch, daß dieser Nation eine ganz besondere Schärfe des Beobachtungssinnes als Naturgeschenk zu Theil ward, einen erhöhten Werth und um so größere Giltigkeit erlangt. Die Namen Cullerier, Lagneau, Ricord sind allein hinreichende Bürgen dafür, daß wir es auf diesem wissenschaftlichen Gebiete mit gewiegten zutrauenswürdigen Männern zu thun haben. Eine der werthvollsten Schriften über Syphilis, womit die ärztliche Welt in den letzten Jahren von Paris aus beschenkt worden ist, sind die Observ. prat. sur les malad. syphil. par l'Jodure de Potassium par le Dr. L. P. A. Gauthier. Par. 1845, 8. Gauthier ist Arzt am Hospiz der Antiquaille zu Lyon, und zeichnet sich durch vorurtheilsfreie Gesinnung, nüchterne Beobachtung und gründliche Sachkenntniß vor manchen seiner mit Himmelstürmender Weltverbesserungssucht, welcher nicht immer Tiefe des Wissens und gesunde Kritik zur Seite gehen, behafteten landsmännischen und fremdländischen Kollegen vortheilhaft aus. In seinem Buche sind nicht wenige Beobachtungen enthalten, die aufs Unwiderleglichste darthun, daß auch heute noch Knochenkrankheiten der verschiedensten Art als Begleiter der Syphilis auftreten, ohne daß auch nur Ein Gran Quecksilber genommen worden wäre. In der Observ. XI. theilt Hr. G. die Geschichte einer Kranken mit, die bei ihrer Aufnahme in das Hospital im August 1841 das entsetzliche Bild einer die gräulichsten Verwüstungen anrichtenden Syphilis darbot. Pusteln an dem behaarten Theile des Kopfes, am Halse, an der Brust, an den Armen, am Bauche und Rücken; das Zäpfchen tuberkulös; Geschwüre zwischen Oberlippe und Nase, auf den Mandeln, an den untern Extremitäten, letztere von ungeheuerem Umfange; nächtliche Knochenschmerzen und Schlaflosigkeit; Zehrfieber mit colliquativen Schweißen. Vor 14 Monaten hatten sich primäre Zufälle gezeigt. Die Kranke nahm dagegen Schwefelbäder; Merkur wurde nicht gebraucht. In der Observ. XII. wird erzählt, im April 1844 sei eine 60jährige Witwe von G. behandelt worden, die an einem tieffressenden Geschwüre des weichen Gaumens, des Zäpfchens und der ganzen hinteren Fläche des Schlundkopfes mit reichlichem Secret gelitten habe; Sprechen und Schlingen waren bedeutend erschwert. Beim Krankenexamen stellte sich heraus, daß Patientin vor fünfzehn Jahren zur Nachtzeit in der Tiefe sitzende Kopf- und Gliederschmerzen, verbunden mit einem weißen Scheidenausfluße hatte. Gegen das Geschwür im Halse wurden von einem früheren Arzte nur Aetzmittel, aber keine Merkurialien und überhaupt keine antisyphilitischen Mittel in Anwendung gezogen, weil dieser Arzt durch das Läugnen der Kranken, daß sie jemals einen unreinen Beischlaf gepflogen habe, irre gemacht, an eine Behandlung dieser Art gar nicht dachte. Jodmittel, welche G. verordnete, stellten die Kranke, wenn auch nicht vollkommen, her, indem Sprechen und Schlingen immer noch erschwert blieben. In der Observ. XVII. ist es eine andere Witwe, die im Juli 1844 G.'s Hilfe in Anspruch nahm. Dieselbe hatte vor etwa sechs Jahren einen weißen Fluß, wegen dessen sie keinen Arzt zu Rathe zog. Vor drei Jahren bekam sie zur Nachtzeit sich verschlimmernde Gliederschmerzen, gegen welche sie gleichfalls nichts brauchte, und vor Einem Jahre stellte sich ein Geschwür am inneren Augenwinkel, am weichen Gaumen und auf den Mandeln ein. Erst zwei Monate, bevor sie in die Behandlung G.'s kam, gab ihr ein anderer Arzt Merkurialien. Diese beseitigten die Knochenschmerzen und besserten die Halsgeschwüre; da aber das Geschwür am innern Augenwinkel nicht weichen wollte, suchte sie bei G. Hilfe, der ihr das Jodkali verordnete, worauf die gänzliche Vernarbung eintrat. In der Observ. XVIII. ist es eine 34jährige Person, welche in ihrem achtzehnten Lebensjahre Geschwüre an den Schamlefzen bekam. Die Geschwüre wurden mit Aetzmitteln behandelt; kein Merkur. Sechs Jahre lang befand sie sich wohl. Hierauf aber stellte sich ein Hautausschlag ein, die Kranke litt an Hals-, Nasen- und andern Geschwüren, an Knochenschmerzen und Knochenauswüchsen. Jetzt erst ward sie innerlich und äußerlich mit Quecksilber behandelt; aber ohne merklichen Erfolg, wahrscheinlich, wie G. glaubt, aus eigenem Verschulden der Kranken. Auch hier leistete das Jodkali gute Dienste. Die Observ. XXVIII. ist dadurch höchst merkwürdig, daß ein 30jähriger Mann blos nach mehrmals gehabten und wahrscheinlich vernachlässigten oder unzweckmäßig behandelten Gonorrhoeen nächtliche Knochenschmerzen bekam, die ihm allen Schlaf raubten. Auf eine ziemlich oberflächliche Behandlung befand er sich zwei Jahre ganz wohl; dann aber kehrten die Knochenschmerzen um so stärker zurück, wütheten die Nacht hindurch, später entzündete sich auch der rechte Testikel, wuchs bis zur Größe einer Faust an und wurde hart. Quecksilbereinreibungen beseitigten die Knochenschmerzen gänzlich; aber die Testikelgeschwulst blieb. Diese wich zuletzt den Einreibungen mit Jodkalisalbe. In der Observ. XXXII. wird sogar ein Kranker aufgeführt, der nächtliche Knochenschmerzen hatte ohne jedes andere syphilitische Symptom. In diesem Falle wirkte das Jodkali zwar gut, doch bemerkt Gauthier dabei, daß er in mehreren anderen Fällen gleicher Art, d. h. also, wo das einzige syphilitische Symptom nächtliche Knochenschmerzen waren, das Jodkali nicht, wohl aber das Quecksilber nützlich befunden habe. Was sagen unsere Quecksilbercalumniatoren dazu? — In seinen „vorläufigen Betrachtungen" zu der Darstellung der vorzüglichsten Fälle, die er beobachtet hat, berichtet Gauthier auch von einer Frau

(einem Seitenstücke zu seiner in der Observ. XXXII. mitgetheilten Beobachtung), die bei übrigens gutem Allgemeinbefinden an der Syphilis leidend kein anderes syphilitisches Symptom darbot, als nächtliche Knochenschmerzen am Kopfe und Tuberkeln am Nacken und am behaarten Theile des Kopfes. Sublimatauflösung innerlich gereicht, in Verbindung mit diaphoretischen Mitteln, erwies sich in diesem Falle als sehr wirksam. Daselbst wird uns auch von Ricord erzählt, daß dieser vortreffliche Arzt der Meinung ist, die am weichen Gaumen, im Schlundkopf und in den Nasenhöhlen sitzenden Geschwüre rührten häufig vom Schmelzen der Gummositäten oder sogar primären Leiden der Knochen und des Periosts her; weßhalb Ricord, der das Jodkali bei syphilitischen Knochenleiden sehr schätzt, dieses Mittel zur Heilung der erwähnten Geschwüre dem Quecksilber vorzieht.

Auch der Wundarzt am Jervis-Street-Infirmary zu Dublin, William Wallace, der unter den Syphilographen der neuesten Zeit eine so hervorragende Stelle einnimmt, und eher ein Feind als ein Freund des Quecksilbers zu nennen, wenigstens sicher kein Vertheidiger des absoluten Quecksilbergebrauchs in der Syphilis ist, Wallace erzählt [1]) einen höchst merkwürdigen Fall aus seiner Praxis, der auf das Schlagendste beweist, daß auch heutzutage noch die heftigsten sekundären, ja selbst tertiären, syphilitischen Symptome, namentlich Knochenleiden, auf ganz unbedeutende, kaum beachtete, und deßhalb gar keiner ärztlichen Behandlung unterworfen gewesene primäre folgen können. Der Kranke, Peter Hachet mit Namen, litt an „der schlimmsten und ausgedehntesten phagedänischen Verschwärung des Schienbeins und des Halses, welche Wallace je gesehen", obwohl die vorausgegangenen primären Symptome bei diesem Kranken so milde gewesen, daß er es nicht für nöthig gehalten hatte, wegen derselben einen Arzt zu befragen.

Leider wird uns, gegen die Gewohnheit des fast mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit am Krankenbette beobachtenden und referirenden Verfassers, eine ausführlichere Geschichte dieses Kranken nicht mitgetheilt; es läßt sich aber vermuthen, daß jene Verschwärung des Schienbeins erst längere Zeit, nachdem die primären Symptome schon verschwunden waren, sich eingestellt habe; denn S. 11 des genannten Werkes macht der Verf. die für den Streit zwischen Merkurialisten und Antimerkurialisten wichtige Bemerkung, daß die allgemeinen Symptome Monate, selbst Jahre nach dem Verschwinden der primären Symptome aufzutreten pflegen, „folglich zu einer Zeit, wo keine lokalen Symptome mehr vorhanden waren, die durch die Wirkung gewöhnlicher Sympathie allgemeine Krankheit hätten erregen können." In einer andern in der Londoner Ztschft. the Lancet 1835—36 erschienenen Abhandlung über die Syphilis, mit welcher uns der verdienstvolle Behrend [2]) bekannt gemacht hat, worin Wallace unter Anderm auch von der Einwirkung des syphilitischen Contagiums auf das Knochensistem spricht, stellt er, der Gegner des Quecksilbers in vielen Fällen, — und dieses mögen die Quecksilberverächter à tout prix wohl beherzigen — die in seinem Munde doppelt merkwürdige Behauptung auf, daß die Knochenschmerzen, deren Sitz nach ihm zumeist in den Schultern, dann aber auch in den Beinen von den Knieen abwärts, und in der Wirbelsäule (er hätte auch hinzusetzen können, in den Kopfknochen) ist, mit Unrecht für ein Resultat des Quecksilbergebrauchs gehalten werden, „indem das Quecksilber in einem von der Syphilis vollkommen freien Organismus diese Schmerzen nie hervorbringen wird."

Ein nicht minder glänzender Beleg aus der Praxis für den Satz, daß die Knochenleiden der Syphilitischen keineswegs auf Rechnung des Quecksilbergebrauchs in der Syphilis zu schreiben, sondern lediglich der getreue Reflex des im Innern des Organismus wüthenden syphilitischen Krankheitsprozesses sind, findet sich bei Samuel Cooper in dessen im März 1833 an der Universität zu London gehaltenen Vorlesungen über die Behandlung der syphilitischen Krankheiten, welche gleichfalls Hr Behrend [3]) mittheilt. Der Fall ist um so merkwürdiger, als er den stringenten Beweis liefert, daß auch in Knochenkrankheiten das Quecksilber mit Erfolg gegeben werden kann, falls dieselben durch Wucherungen, Auswüchse und Neubildungen sich manifestiren.

Cooper erzählt, er sei von einem Wundarzte einige Meilen von London wegen eines schon mehrere Wochen alten, höchst übeln Geschwüres an einem Finger consultirt worden. Der Finger war sehr schmerzhaft, zweimal so dick als gewöhnlich, so daß er einem dicken Knopfe glich, und der Sitz großer schwammiger Granulationen. Verschiedene Mittel wurden fruchtlos versucht; man war sogar schon nahe daran, die Amputation vorzunehmen. Da traten plötzlich Schmerzen in den Gliedmassen ein, und es brach ein kupferfarbiges squammöses Exanthem hervor. Nun war an Syphilis nicht mehr zu zweifeln, und der Kranke erinnerte sich, vor Kurzem mit einem durch einen Stich verletzten Finger einer der Syphilis verdächtigen Frauensperson geburtshilfliche Dienste geleistet zu haben. Wirklich fand man bei der genauen Untersuchung dieser Person, daß sie einige Schanker und andere syphilitische Leiden hatte. Der Wundarzt wurde nun mit Merkur behandelt, und vollkommen hergestellt, ohne daß, wie natürlich, von einer Amputation weiter die Rede war. Hier trat also das

---

[1]) Darstell. des Verlaufs und der Behandlung der primär. vener. Krankh. f. Deutsche bearbtt. Leipz. 1842, S. 23.

[2]) Syphilidologie, Lpz. 1840. I, 103 ff. 195 ff.

[3]) Syphilidologie I, 154 ff.

syphilitische Knochenleiden nicht blos in dem von dem syphilitischen Contagium unmittelbar ergriffenen Theil, sondern sogar in entfernten Theilen auf, denn der Kranke hatte „Schmerzen in den Gliedmassen", noch bevor es zur Eruption des Exanthems kam. Derselbe hatte kein Atom Quecksilber genommen, weil man anfangs ja gar keine Ahnung davon hatte, daß Syphilis im Spiele sei; es bleibt daher völlig unbegreiflich, wie der einsichtsvolle und besonnene Cooper in seinen „Vorlesungen" später dennoch (a. a. O. S. 380) zu dem Zugeständnisse an die Nichtmerkurialisten sich hat hinreißen lassen können, „daß die bei der Syphilis beobachteten Knochenkrankheiten größtentheils von dem Einfluße des Merkurs herstammen." Freilich setzt er sogleich hinzu, dies sei nur dann der Fall, wenn das Quecksilber auf eine unzweckmäßige plumpe Weise gereicht worden, und wenn der Kranke während der Kur den Unbilden der Witterung sich aussetzte oder sonstwie grobe Diätfehler begieng. Das hat aber das Quecksilber mit jedem andern Mittel von Bedeutung gemein, daß es unter ungünstigen Umständen einverleibt, mehr Schaden als Nutzen stiftet. Will man das immer noch nicht einsehen? Warum dem Quecksilber allein aufbürden, was eine so ganz in der Natur der Sache liegende konstante Eigenheit aller heroischen Arzneisubstanzen ist und einen Fundamentalsatz der gesammten Arzneimittellehre ausmacht? —

Es gibt aber in der ganzen Geschichte der Syphilis schwerlich einen in unser Thema einschlagenden interessantern und belehrendern Fall, als den, welchen der unter den Chirurgen Europas eines wohlverdienten Rufes genießende Ph. Boyer, Wundarzt am Hospital St. Louis zu Paris, erlebt und bekannt gemacht hat [1]). Wer sich durch diesen Fall noch nicht überzeugen läßt, den erklären wir für einen unheilbar verstockten Antimerkurialisten, mit dem sich nicht weiter rechten läßt. Und man wird doch dem alten Boyer Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und Sachkenntniß in solchen Dingen hoffentlich nicht absprechen wollen. Ein junger Mann, erzählt Boyer, im Begriff nach einem fernen Welttheil abzureisen, wollte noch die Nacht vor seiner Abreise mit einem Freudenmädchen zubringen. Schon auf ihr liegend wird er plötzlich von der Furcht ergriffen, angesteckt zu werden, und läßt gleichsam erschlafft von ihr ab. Sie aber in geiler Aufgeregtheit schlingt sich fest um ihn und beißt ihn in die Brust. Auf der Reise merkt er, daß die Wunde schwer heilen will, erst nach einigen Wochen verharscht sie, und es stellt sich in der entsprechenden Achselgrube eine Schwellung mit einigem Schmerz ein. Das Alles wird von ihm nicht beachtet, allein was geschieht? Nach etwa vier Jahren bekommt er auf dem Rücken und auf den Gliedmassen geschwürige Pusteln, die an dem einen Orte sich schließen, um an dem andern Orte wieder aufzubrechen. Außerdem kamen P e r i o s t o s e n a u f d e m B r u s t b l a t t e, d e n S c h l ü s s e l b e i n e n, d e m S c h ä d e l, zuletzt sogar N e k r o s e, zum Vorschein. Nun erst wurden von dem Kranken mehrere Aerzte konsultirt; weil er aber mit Hartnäckigkeit darauf bestand, niemals syphilitisch gewesen zu sein, ward auch von keinem Arzte ein antisyphilitisches Mittel auch nur versucht. Boyer allein, der ein genaues Examen mit dem Kranken vornahm, erkannte, nach Anhörung der Geschichte der Krankheit, aus der Anamnese die syphilitische Natur des Uibels, unterwarf den Patienten einer kräftigen Merkurialkur, und stellte ihn vollständig her.

Die Geschichte, welche der Breslauer Med.-Rath Dr. Ebers, kein besonderer Verehrer des Quecksilbers, in der Zeitung des Vereins f. Heilk. in Preußen 1837 [2]) mittheilt, verdient gleichfalls Erwähnung. Die Kranke, eine 20jährige öffentliche Dirne, kam in das Spital m i t d e n a u s g e s p r o c h e n s t e n s y p h i l i t i s c h e n K n o c h e n l e i d e n, namentlich Nodis, Tophis, Gummatibus, und nächtlichen Schmerzen, o h n e j e z u v o r a n t i s y p h i l i t i s c h b e h a n d e l t w o r d e n z u s e i n, f o l g l i c h o h n e j e z u v o r E i n A t o m Q u e c k s i l b e r g e n o m m e n z u h a b e n. Im Spital erhielt sie Sublimat, und wurde nach einigen Wochen geheilt entlassen. Allein sie setzte ihr liederliches Leben fort und kehrte daher neuerdings in die Heilanstalt zurück, wo man an ihr eine starke Auftreibung der beiden Schienbeine, der Ellenbogenbeine, der Mittelfuß- und Mittelhandknochen wahrnahm, welche mit den furchtbarsten nächtlichen Knochenschmerzen verbunden war. Nach fruchtlosen Heilversuchen mit Quecksilber- und andern bekannten antisyphilitischen Mitteln ward sie endlich durch Jodkalium hergestellt.

Fürwahr wir müssen uns Zwang anthun, um nicht alle uns bekannt gewordenen Fälle, aus der ältern, neuern und neuesten Literatur, welche dafür sprechen, daß die Knochenkrankheiten in der Syphilis ohne Schuld des Quecksilbers auftreten, des Näheren anzuführen. Gäben wir unserm Drange nach, so würde diese Abhandlung in's Grenzenlose sich verlieren. Erlaube man daher nur noch zwei sehr merkwürdige Geschichten im Auszuge mitzutheilen, die einem Buche entnommen sind, das in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in nicht geringem Ansehen stand und viel verbreitet war. Es führt den Titel: Speculum Veneris, oder Venus Spiegel, d. i. richtige Beschreibung aller venerischen Krankheiten nach deren Ursprung sowohl als auch Kur u. s. w., Straßb. 1743, 3. Aufl., und hat den praktischen Arzt Franz Balthasar von Lindern zum Verfasser. Die eine dieser Krankengeschichten (cap. XXIII. §. 5. pag. 370) betrifft ein Mädchen aus hohem Hause, das von einer Amme, die syphilitisch war, angesteckt wurde. Aeußerlich bemerkte man an dem Kinde nichts; aber als es heranwuchs, klagte es fortwährend über Kopf- und Gliederschmerzen und war unfähig zum Denken. Die dagegen gebrauchten Mittel halfen nichts, denn man hatte von der Natur des Uibels keine Ahnung. Im fünfzehnten Lebensjahre verlor die Kranke ihre beiden Eltern und kam zu einem nahen Verwandten

---

[1]) Gazette medicale Nov. 1840; Behrend III, 317.

[2]) Auch bei Behrend Syphilidol. I, 310 ff.

in Erziehung und Pflege. Hier lernte sie unser Verfasser, der daselbst als Hausarzt fungirte, kennen, und stellte mit ihr ein genaues Examen an. Da erfuhr er denn, daß sie besonders des Nachts große Schmerzen im Kopfe und in den untern Extremitäten, die sich bei der Untersuchung als tophös darstellten, habe, daß sie nicht von ihrer Mutter, sondern von einer Amme gesäugt worden, und daß diese Amme, wie sich später ergab, heimlich von einem Wundarzte sich behandeln ließ. Da der Wundarzt noch am Leben war, so wurde er herbeigerufen und befragt, woran jene Amme gelitten habe. Nach einigem Zögern gestand er, sie sei syphilitisch gewesen. Nun sah man klar in der Sache, das adelige Fräulein wurde einer Merkurialbehandlung unterworfen, und genas vollkommen. Die andere von Lindern erzählte Geschichte (cap XXIV. §. 8. pag. 385) handelt von einem 19jährigen Künstler, der sich durch den Umgang mit einem syphilitischen Frauenzimmer einen Tripper zugezogen hatte, den er durch Terpenthinmittel vertrieb. Bald hernach fühlte er eine Müdigkeit in allen Gliedern, so daß er nicht fähig war, irgend etwas zu unternehmen. Besonders des Nachts hatte er Kopfschmerzen, die Müdigkeit vermehrte sich, und endlich erschienen hin und wieder Tophi, weßhalb er für gichtkrank gehalten wurde. Milchkur und Bäder hatten keinen Erfolg. Die Tophen brachen endlich auf, und es erfolgte Caries, woran der Kranke zu Grunde gieng.

XXVIII.

Section eines neugebornen, syphilitischen Kindes.

Ich selbst habe vor einiger Zeit (März 1860) die Section eines neugebornen Kindes vorgenommen, deren Ergebniß ganz wohl dazu geeignet scheint, als Pendant zu den bisher angeführten Beobachtungen und Erfahrungen über die Krankheiten der Knochen bei Syphilitischen zu dienen. Der Sectionsbefund verdient, wie ich glaube, um so mehr Beachtung, als er den von Einigen noch immer nicht genugsam anerkannten Beweis neuerdings liefert, daß es eine Syphilis intra uterum giebt, deren Wirkungen sich sogar auf das Knochensistem des Kindes erstrecken. Das Kind, welches ich secirte, war ein Mädchen von ungefähr 14 Tagen. Die Mutter des Kindes, ein Dienstmädchen, wurde im hiesigen Gebärhause entbunden. Trotz einer wiederholten und sorgfältigen Untersuchung entdeckte man an ihr keine Spur von Syphilis; sie war vollkommen gesund. Der Vater des Kindes ist ausgedienter Soldat und Arbeiter bei der Eisenbahn. Man weiß, daß diese Menschenklasse selten frei von Syphilis ist, die gewöhnlich unvollständig geheilt, Jahre lang in ihnen schlummert, bis sie sich an den von ihnen gezeugten Früchten manifestirt. Kein Zweifel also, daß der Keim der Syphilis während des Zeugungsaktes vom Vater auf das Kind übertragen wurde; wie wären auch sonst bei diesem letztern die prononcirtesten syphilitischen Erscheinungen zu erklären gewesen? Zu bemerken ist noch, daß das Kind — ob mit Recht oder mit Unrecht, lasse ich dahingestellt — während seines Lebens durchaus nicht antisyphilitisch behandelt wurde, sondern nur etwas Magnesia und dergleichen andere indifferente Mittel bekam, um die, wie man glaubte, in den ersten Wegen vorhandene Säure zu tilgen.

Das Ergebniß der Section in wenig Worte zusammengedrängt war folgendes:

A) Aeußerliche Besichtigung. Der ganze Körper des Kindes außerordentlich abgemagert; unter den Kopfhaaren violette Flecke von der Größe eines halben (österreichischen) Neukreuzers bis zur Größe eines Sechskreuzerstückes variirend; an den beiden äußern Augenwinkeln, an der Nasenwurzel, an den Nasenflügeln und Nasenlöchern, an der Ober- und Unterlippe rostbraune Borken, die sich bis zum Zungenbein herab erstrecken; Schläfenbeine und untere Nasenhälfte eingesunken; der rechte Mundwinkel geschwürig, mit vertrocknetem Eiter; die Lach- und Backenmuskeln beider Seiten in Fettgeweb umgewandelt; an der rechten Brustwarze eine rostbraune Borke, unterhalb deren Eiter sich befindet; zwischen dem zehnten und eilften Brustwirbel und am Kreuzbein ebenfalls Borken von gleicher Beschaffenheit; solche Borken auch am Ellenbogenhöcker des linken Armes, sowie am Daumen, am Mittelfinger zwischen erstem und zweitem Phalanx, und am kleinen Finger zwischen Mittelhandknochen und Phalanx der linken Hand; rechterseits die Gegend des Ellenbogengelenks, der Daumen, Mittelfinger, Zeigefinger und kleine Finger desgleichen mit Borken, aber kleinern Umfangs, besetzt; an der obern innern Seite beider Schenkel und an den Hinterbacken kupferfarbige Flecken; an der innern und vordern Seite der linken untern Extremität die äußerst dünne Epidermis in ganzen Stücken von der Cutis abfallend; eben diese Extremität von der Synchondrose angefangen bis zum Fersenhöcker hin mit Pusteln besäet, die angestochen einen Eiter entleeren; rechterseits in der Gegend des untern Schienbeinendes, des Sprungbeins und des Fersenbeins tieffressende Hautgeschwüre von $1\frac{1}{2}$ Zoll im Längen-, und 1 Zoll im Breitedurchmesser; die Mittelfußknochen der rechten Seite cariös; die Zellen der spongiösen Substanz des Sprungbeins wie auch des Fersenbeins dieser Seite mit einer schwarzen Masse angefüllt, in der Eiterpunkte deutlich sichtbar sind; das untere Ende des Schienbeins dieser Seite in seiner normalen Beschaffenheit kaum zu erkennen, von außen blauschwarz, von innen

gegen die Markhöhle zu dunkelbraun, zur Nekrose sich hinneigend; an der diesem Schienbeine zugekehrten Fläche des Wadenbeins eine beträchtliche Exostose.

B) Innerliche Untersuchung. Im Gehirn und Rückenmark keine Veränderung von Belang; die Luftröhre mit geronnenem Blute angefüllt; der obere und mittlere Lappen der rechten Lunge tuberkulös, der ganze hintere Rand eben dieser Lunge tiefblau geröthet; der obere Lappen der linken Lunge gleichfalls tuberkulös; in den Vor- und Herzkammern lose anhängende Fettmassen; die Leber ungewöhnlich groß und von auffallender Härte, die Gallenblase mit eidotterfarbiger Galle gefüllt; die Gedärme von Gasen sehr stark aufgetrieben; Magen, Bauchspeicheldrüse und Milz normal; desgleichen die Harnwerkzeuge; die kleinen Schamlippen an ihren Rändern tief geröthet, die Gebärmutter blauroth, die Uterinalhöhle mit schwarzen Punkten besetzt.

XXIX.

Was der durch keine, wie immer geartete, ärztliche Behandlung gestörte Verlauf der Syphilis lehrt.

Eines der überzeugungskräftigsten und trefflichsten Mittel zur Auffindung der Wahrheit in der Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, wäre zweifelsohne dieses, daß man einen von der Syphilis Ergriffenen durch alle Stadien dieser Krankheit hindurch zu beobachten Gelegenheit fände, welcher durchaus keiner oder nur einer sehr unbedeutenden ärztlichen Behandlung, sei diese nun eine merkurielle oder nichtmerkurielle, unterworfen gewesen ist; wie dies in so manchen hitzigen Hautausschlagskrankheiten, z. B. in einem gelind verlaufenden Scharlachfieber, der Fall zu sein pflegt. Denn dann würde man den Gang der syphilitischen Krankheit und ihr Hervorbrechen in den verschiedenen organischen Sistemen eines Individuums rein und ungestört verfolgen können. Allerdings wird sich das außerordentlich selten ereignen; denn welcher Syphilitische wird nicht alsbald, nachdem er die ersten Zeichen des aufgenommenen Contagiums an sich wahrgenommen hat, entweder zu den ihm bekannten Heilmitteln von selbst greifen, oder, was freilich klüger ist, bei einem Arzte Hilfe suchen? Dennoch fehlt es auch an Beobachtungen dieser Art nicht so ganz. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Das, was der tüchtige Syphilidolog Abraham Colles, Wundarzt am Steevenshospital zu Dublin *), über die in ihrem natürlichen Verlaufe ungestörte und sich selbst überlassene Syphilis auf Grund mehrfacher Beobachtungen aufgezeichnet hat. Manche der unglücklichen Opfer, sagt Colles, erleiden eine Verschwärung des Halses, die nach unten um sich greifend zuletzt den Kehlkopf befällt, und einen größern oder kleinern Theil desselben zerstört. Die Lungen leiden alsbald durch diese Betheiligung des Kehlkopfs und der Patient stirbt scheinbar (weil man nämlich den syphilitischen Ursprung des Uibels verkennt) aufgerieben durch beschwerliches Athemholen, heftigen Husten, mit kopiösem Auswurfe und hektischem Fieber. Andere dagegen werden durch wiederholte Abblätterung der Kopfknochen oder auch der langen Röhrenknochen hingerafft. Noch andere, die wegen heftiger nächtlicher Knochenschmerzen ihre Zuflucht zum Opium genommen haben, können später nicht davon lassen, sondern vermehren wohl gar die Dosis. Ein paar Jahre gehen oft ohne merkliche Veränderung hin; zuletzt aber magern sie sichtlich ab, bekommen Durchfall, bisweilen mit Uibelkeit und Erbrechen, woran sie endlich sterben. Also auch dann, wenn die syphilitisch Kranken, gleichviel ob aus Unkenntniß ihres Zustandes oder durch Umstände verhindert, an einen Arzt sich nicht gewendet haben, verfallen sie unausweichlich den furchtbarsten Leiden des Knochensistems, deren Entstehung demnach ganz allein der Syphilis, und nicht dem Merkur, zugeschrieben werden muß.

XXX.

Die Antimerkurialisten und ihre Logik.

Bei so bewandten Umständen, da die Beobachtungen der gewiegtesten Männer der alten und neuen Zeit das Vorkommen syphilitischer Knochenaffectionen, auch wenn kein Atom Quecksilber genommen worden, auf das Unwiderleglichste darthun; da es erwiesen ist, daß eben diese Affectionen zu jener Zeit, in welcher die Syphilis, wenn wir so sagen dürfen, noch jugendkräftig war, d. h. zur Zeit des ersten Ausbruches dieser Seuche (denn daß sie in unsern Tagen, im Allgemeinen wenigstens, an Intensität bedeutend abgenommen hat, unterliegt wohl keinem Zweifel), sogleich oder wenigstens sehr bald nach geschehener Ansteckung sich einstellten, wo also nicht einmal von einer Darreichung, geschweige von einer tiefern Einwirkung des Quecksilbers auf den Organismus irgendwie die Rede sein konnte; da es feststeht, daß in der ersten Hälfte des sechszehnten

*) Prakt. Beob. ü. d. vener. Krankh. übers. und mit Anmerk. vers. von F. A. Simon, Hamburg 1839; auch Behrend II, 595 ff.

Jahrhunderts, trotzdem daß die Aerzte dieser Epoche (gerade wie die simple treatment-Männer der Gegenwart auch; doch sind jene wegen der Neuheit der Sache zu entschuldigen, diese nicht) das Quecksilber höchlich perhorrescirten und trotzdem, daß damals die Chinawurzel, die Sandriedgraswurzel, das Quajakholz und die Sarsaparilla den alleinigen antisyphilitischen Heilapparat ausmachten, die Knochenkrankheiten gleichwohl in ihrer Entsetzenerregendsten Gestalt auftraten: wie kann man noch immer mit Hartnäckigkeit den Satz vertheidigen wollen, daß diese Krankheiten nicht als der Syphilis wesentlich angehörige Symptome, sondern blos als Produkte des Quecksilbergebrauches selbst dann zu betrachten seien, wenn dieser Gebrauch auf ganz zweckmäßige Weise stattgefunden hat? Zeugt es nicht von gröbster Entstellung der Wahrheit, wenn Weatherhead in seiner früher (S. 26) angeführten Schrift alle Knochenleiden der Syphilitischen ohne Weiteres kühn auf das Quecksilber schiebend, in die Welt hinausschreit, „die Schmerzen der Syphilitischen, von welchen die mittelalterlichen Schriftsteller erzählen, hätten ihren Sitz nicht in den Knochen, sondern in den Weichgebilden gehabt" und sich nicht entblödet, für diese Behauptung sogar den Fracastori als Gewährsmann aufzuführen, den Fracastori, der, wie wir oben gesehen haben, gerade das Gegentheil behauptet? Bedient man sich nicht eines viel zu gelinden Ausdruckes, wenn man ein solches Verfahren ein unwissenschaftliches nennt? Denn entweder hat Hr. Weatherhead die Syphilographen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts nicht gelesen, dann darf er sich nicht erlauben von ihnen zu sprechen; oder er hat sie gelesen, dann citirt er ungenau einer aus der Luft gegriffenen völlig unhaltbaren Theorie zuliebe. — Oder heißt es nicht aller Erfahrung vergangener und gegenwärtiger Zeit entschieden Hohn sprechen, wenn P. J. Murphey in seinen Practical Observations, showing that Mercury is the sole cause of what is termed secondary Syphilis, Lond. 1839, 8. [1]) mit einer Zuversicht und Suffisançe ohne Gleichen behauptet, „es gebe durchaus kein Knochenleiden syphilitischen Ursprungs, sondern alle Knochensyphilis sei rein merkuriell, d. h. ein durch den Gebrauch des Quecksilbers künstlich hervorgerufenes Leiden des Periosts, folglich einer fibrösen Membran, auf welche sich der nach dem Quecksilbergebrauche so leicht sich einstellende Rheumatismus besonders zu werfen pflegt?" Fürwahr, man traut seinen Augen kaum, wenn man dergleichen Extravaganzen liest. Warum, so muß man doch augenblicklich fragen, warum wirkt das Quecksilber gerade nur in der Syphilis so verderblich auf das Knochensistem, da doch dasselbe Mittel in so vielen andern Krankheiten nichtsyphilitischer Natur, und zwar Wochen und Monate lang mitunter in ziemlich beträchtlichen Gaben, einverleibt wird, ohne auch nur die leiseste Spur irgend eines wie immer Namen habenden Knochenverderbnisses zu veranlassen? Denn wenn die Gegner des Quecksilbers so weit gehen, zu behaupten, die für sekundäre oder tertiäre Syphilis gehaltenen Krankheitserscheinungen seien bei näherer Untersuchung nichts weiter als die Folgen des vor Jahren, etwa gegen Lungen- oder Rippenfellentzündung gegebenen „merkuriellen Giftes", so verdient ein solches Gerede nicht die allermindeste Beachtung; weil jeder nur halbwegs unbefangen urtheilende Sachkenner es sogleich für das halten wird, was es ist, nämlich für eine, rund heraus gesagt, lächerliche Gascognade oder marktschreierische Sandstreuerei und Augenverblendung. Das Kalomel z. B. wenden wir bei Kindern und Erwachsenen, bei Männern und Weibern, bei Weibern sogar im schwangern Zustande, bei Individuen der verschiedensten Temperamente, Constitutionen und Beschäftigungen, bei Bewohnern der verschiedensten Klimate an; wir geben es heute als entzündungswidriges, morgen als Purgirmittel, übermorgen als Wurmmittel, dann wieder als ein Stockungen und Infarcirungen lösendes oder verflüssigendes Mittel; mag sein, daß es, weil nicht richtig indicirt, oder in zu großen Dosen, oder allzulange hintereinander einverleibt, hin und wieder unvortheilhaft wirkt [2]): aber hat man je gehört, daß es eine Caries oder Nekrosis, einen Tophus, Nodus oder ein Gumma, eine Exostose oder Enostose hervorgerufen hat? — Und was soll man zu den Expectorationen eines Wiener Arztes der allerneuesten Zeit [3]) sagen, der, wenn es möglich wäre, Hrn. Murphey an Excentricität zu überbieten, sicher den Ruhm für sich in Anspruch nehmen könnte, in der Verläumbung des Quecksilbers das Höchste geleistet zu haben? Mit einer Emphase, die fast an das Komische grenzt, apostrophirt dieser Arzt seine Kollegen und beschwört sie auf das feierlichste, ja niemals in der Syphilis Quecksilber zu verabreichen. Und warum? Weil „nach seinen Forschungen" sowohl die secundären wie die tertiären syphilitischen Affectionen durch das Quecksilber, und ganz allein durch das Quecksilber, zur Erscheinung kommen. „Es gibt keine Knochensyphilis und die dafür gehaltenen Formen sind Wirkungen

---

[1]) Auch Behrend II, 367 fl.

[2]) Ich kenne hier in Olmütz einen Mann, der durch den unsinnigen Gebrauch des Kalomel gegen ein nichtsyphilitisches Uibel schon in seinen jüngern Jahren fast alle Zähne verloren hat; der Mann ist jetzt nahe an die Siebenzig; er versieht sein Amt mit ungeschwächter Geistes- und Körperkraft und macht, wenn er geschäftsfrei ist, oft meilenlange Bewegungen zu Fuß, ohne je auch nur die leiseste Spur eines Knochenleidens an sich wahrgenommen zu haben. Die ausgefallenen Zähne waren vollkommen gesund.

[3]) Josef Hermann, Die Nachtheile der Merkurialkur, Wien 1859, S. 54 ff.

des Quecksilbers." Ja was nennt sich heutzutage nicht alles Beobachter, Erfahrener, Forscher, Erfinder, Entdecker! Man vergißt, daß zu einer wissenschaftlichen Erfahrung, welche Werth und Giltigkeit haben soll, die gründlichste Sachkenntniß, das tiefste Studium der einschlägigen Literatur, die trefflichste Begabung, um das Band zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen und das leidige post hoc ergo propter hoc zu vermeiden, der unverdrossenste Fleiß und die größtmögliche Sorgfalt (aber auch die Gelegenheit, um reichhaltigste Erfahrungen zu machen und eine mit der andern zu vergleichen, denn nicht Jeder, auch wenn er begabt ist, hat sie), und vor Allem die gänzliche Freiheit von allen vorgefaßten Meinungen, von Eitelkeit, Gewinnsucht, Ambition, literarischer Herrschbegier und Rechthaberei ganz unerläßlich sind. Wie Viele gibt es, die diesen Forderungen zu genügen wissen? — Wie leicht sich der Verfasser dieses letztgenannten Buches seine Arbeit macht, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er über die folgenschwere Frage, ob die Syphilis den Aerzten des Alterthums bekannt gewesen oder ob sie mittelalterlichen Ursprungs sei, mit juveniler Sorglosigkeit hinwegschlüpft, als verstünde sich ihr Vorkommen im alten Griechenland und Rom von selbst. Er wirft mit Galen und Celsus herum, ganz bequem voraussetzend, Galen und Celsus hätten von jenem Symptomencomplex, welchen wir heutzutage Syphilis nennen, eine vollkommene Kenntniß gehabt, ohne auch nur den Versuch des Beweises seiner Angabe zu machen, geschweige diesen Beweis selbst zu liefern. Jener Symptomencomplex, welchen wir heutzutage Syphilis nennen, war aber den Aerzten des Alterthums ganz gewiß nicht bekannt; denn, um nur einige wenige Gründe für diese Behauptung hier anzuführen, 1) spricht Galen zwar an verschiedenen Stellen seiner Schriften, und besonders Meth. medend. Lib. V. cap. 15 von γονόῤῥοια, ἑλκώσις, ῥαγάδες, βουβὼν, φῦμα, φύγεθλον, σῦκος, ἀκροχορδὸν; von einer Contagiosität dieser Uibel spricht er aber nie und nirgends auch nur Eine Silbe. Das hätte aber bei einem so außerordentlich beschäftigten und wissenschaftlich hochgebildeten Arzte, wie Galen unstreitig war, nothwendig geschehen müssen, wenn diese Uibel wirklich syphilitisch gewesen wären. Die einzige Stelle, die man darauf deuten könnte, nämlich die Stelle De sanit. tuend. VI. 14, worin Galen erzählt, einer seiner Kranken habe ihm mitgetheilt, daß nicht nur er, sondern auch die Frauenzimmer, mit denen er den Coitus geübt, beim Samenausfluße einen brennenden Schmerz gefühlt, beweist nichts; weil es eben nur ein einziger Fall unter Hunderten war, welche Galen zu behandeln hatte, und weil es ja auch heutzutage noch Ausflüsse aus der männlichen Harnröhre gibt, welche Brennen verursachen, ohne syphilitisch zu sein. 2) Auch Hippokrates spricht im dritten Buche seiner Abhandlung über die „Volkskrankheiten (Επιδημιων Βιβλιον Τριτον)" von Ulcerationen der Mundhöhle und der Geschlechtstheile, Profluvien derselben, Leistendrüsengeschwülsten [1]), Pusteln, erysipelatösen Hautleiden, Knochenkrankheiten und Alopäcie; es ist aber erwiesen, daß er nicht die Syphilis, sondern die Pest beschreibt. 3) Ebenso spricht Celsus in seiner Abhandlung „von den Krankheiten der Geschlechtstheile" (De obscoenarum partium vitiis) von der Entzündung des Präputiums, der Eichel und der Testikeln, von der Phimosis und Paraphimosis [2]), von Geschwüren, Rhagaden, Kondylomen und Warzen, und sogar von einem Carbunculus colis [3]); aber nicht die leiseste Andeutung findet sich bei ihm über die Virulenz dieser Uibel, vielmehr sind es durchaus nur Affectionen, denen jeder Mann selbst heutzutage noch ausgesetzt sein kann, auch wenn er nie einen unreinen Beischlaf gepflogen hat. 4) Und gesetzt auch, aber nicht zugegeben, sie wären durch unreinen Beischlaf entstanden, so bleiben sie doch immer nur lokal; kein einziger griechischer oder römischer Schriftsteller spricht irgendwo von jenen consecutiven Zufällen, welche das Wesen der constitutionellen Syphilis ausmachen, z. B. Rachengeschwüren; denn die Rachengeschwüre, welche Aretäus (De signis morb. I, 9) beschreibt, verdanken erwiesenermaßen ihren Ursprung ausschließlich den klimatischen Einflüssen Egyptens und befallen vorzugsweise Kinder, folglich Individuen, bei denen an einen Beischlaf gar nicht zu denken ist. 5) Selbst die nichtärztlichen griechischen (Athenäus, Lukian) und römischen (Juvenal, Martial) Schriftsteller, welche so oft und so bitter über die Sittenlosigkeit ihrer Zeit spotteten und ihre satirische Lauge schonungslos über Alt und Jung, Hoch und Nieder in einer für unsern verwöhnten Geschmack fast unerträglichen indecentesten

---

[1]) Hippocr. Coi Opp. Ed. Hier. Merc. Venet. 1588. pag. 128. στόματα πολλοῖσι ἀφθώδεα, ἑλκώδεα, ῥεύματα περὶ τὰ αἰδοῖα πολλὰ. ἑλκώματα, φυματα, ἔξωθεν, ἔσωθεν τα περι βουβῶνας. Ich begreife demnach nicht, wie der vortreffliche Haller in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Celsus (Lausanne 1772) von diesem, der doch in Allem nur ein Nachahmer des Hippokrates war, sagen konnte, daß er primus medicorum, qui de morbis pudendi egisse videtur; da doch Hippokrates an mehr als einer Stelle des genannten Buches von den αἰδοίοις und ihren Krankheiten spricht.

[2]) De Medic. Lib. VI. cap. XVIII. Igitur si ex inflammatione coles intumuit, reducique summa cutis aut rursus induci non potest, multa calida aqua fovendus locus est.

[3]) Occalescit etiam in cole interdum aliquid, idque omni pene sensu caret. Ibid.

Weise ergossen, würden gewiß nicht versäumt haben, von der Contagiosität geschlechtlicher Krankheiten zu sprechen, wenn die syphilitische d. i. contagiöse Natur dieser Krankheiten nur überhaupt vorhanden gewesen wäre. Athenäus z. B., jener berühmte griechische Rhetor und Grammatiker, der in seinem „Gastmahl der Gelehrten" (Deipnosophistae) fast alle Gegenstände der alten griechischen Sitte, des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft behandelt, und im Lib. XIII. dieses Werkes eine wahre Anthologie über Alles, was die Venus vulgivaga Griechenlands betraf, zusammengestellt hat, erwähnt trotz allen Schmähungen, mit denen er die feilen Dirnen seiner Zeit und seines Landes überhäuft, mit keiner Silbe des Umstandes, daß durch sie Jemand um seine Gesundheit dauernd betrogen worden wäre; ja noch mehr, er sagt (cap. 24) geradezu, daß von einem Umgange mit ihnen in gesundheitlicher Hinsicht nichts zu befürchten sei: παρ' ὧν βεβαιως ἀςφαλῶς τ' ἔξεστι σοι μικροῦ πριασθαι κερματος τὴν ἡδονήν (a quibus tuto ac sine periculo licet tibi pauculis nummis voluptatem emere), und weiterhin: και τῶνδ' ἑκάστην ἐστιν ἀδεῶς, εὐτελῶς, μεθ' ἡμέραν, πρὸς ἑσπέραν, παντας τρόπους (ex harum quaque frui nullo periculo vilique pretio licet, interdiu, vesperi, quoque libuerit modo): [1]) ein Beweis von der Nichtexistenz der Syphilis bei den Alten; denn Athenäus würde sich schwerlich die schöne Gelegenheit haben entgehen lassen, das Register der von ihm aufgezählten Sünden durch einen so frappanten Artikel zu vervollständigen. Ein Gleiches gilt von dem rücksichtslosen Spötter Lukian, dem Verfasser der Courtisanengespräche, und seinen Geistesverwandten, den römischen Epigrammatisten. Würde Juvenal z. B. in jener von Schmutz triefenden Schilderung, die das schmachvolle Treiben der berüchtigten Buhlerin Messalina, der ersten Gemalin des Kaisers Claudius, zum Gegenstande hat [2]), es wohl unterlassen haben, der Contagiosität und Häredität geschlechtlicher Krankheiten Erwähnung zu thun, wenn die alte Welt von diesen schönen Dingen irgendwelche Kenntniß gehabt hätte?

XXXI.

Fortsetzung.

Eine falsche Theorie ist immer auch eine gefährliche Theorie. Das trifft hier ganz genau zu. Aus diesem Grundirrthume so mancher Neueren, welchem auch der erwähnte Wiener Arzt verfallen ist, daß die Syphilis so alt wie die Welt und vermuthlich eines der Uibel sei, welche nach der Vertreibung Adams aus dem Paradiese die Sündenbelastete Menschheit zu quälen bestimmt waren, wachsen unsers Erachtens alle andern Irrthümer in Betreff der Syphilis, wie aus dem Stamm eines Baumes dessen Aeste, gewissermaßen mit Naturnothwendigkeit hervor. Nimmt man nämlich an, daß die Syphilis schon den Aerzten des Alterthums bekannt war, von denen man doch weiß, daß sie das Quecksilber entweder gar nicht gekannt oder, wenn auch gekannt, so doch nicht als Heilmittel angewendet haben: so folgt daraus ganz consequent, daß auch wir jenes gefürchteten Mittels zur Heilung der Syphilis nicht bedürfen, und daß wir überhaupt besser thäten, eine so menschenmörderische Substanz ganz und gar von den pharmaceutischen Repositorien hinwegzufegen und uns dadurch auf den Standpunkt jenes von den Aerzten der Neuzeit mit so rührender Einfalt angebeteten Gräfenberger Neptuns zu stellen, welcher aus wohlklingenden Gründen bekanntlich nichts sehnlicher gewünscht hatte, als sämmtlichen Apothekern und Aerzten der bekannten fünf Welttheile für immer den Garaus machen zu können. Aber warum nur gegen das Quecksilber so feindselig, meine Freunde? Warum nicht auch gegen alle andern „Gifte", mit denen wir als Aerzte tagtäglich verkehren? Hinweg mit der Blausäure und den Blausäurehaltigen Mitteln, dem Strychnin, dem Opium, der Belladonna, dem Stechapfel, dem Bilsenkraut und allen andern narkotischen Substanzen; hinweg mit den stärkeren Abführ- und Wurmmitteln; hinweg sogar mit der China, dem Chinin und dem Eisen: sie Alle können in der Hand eines unerfahrenen, unwissenden und leichtsinnigen Arztes unberechenbares Elend herbeiführen. Das Jodkalium z. B., dieses Schooßkind neuerer Aerzte, das sogar vor den Augen des Wiener Quecksilberveräch-

1) Wollte man vielleicht einwenden, das sine periculo lasse ja doch ahnen, eine Gefahr habe jedenfalls bestanden, so erwidern wir: das sine periculo soll ohne Zweifel nur bedeuten, daß man nicht Gefahr laufe, durch eine geschlechtliche Verbindung mit andern als feilen Frauenzimmern in unangenehme Situationen oder gar Händel verwickelt zu werden; denn eine Gefahr der Ansteckung hat, wie aus dem ganzen Buche deutlich hervorgeht, nirgends bestanden, sonst hätte dies Athenäus sicher ausdrücklich gesagt, und sie wäre, da die Alten von einer Sanitätspolizei nichts wußten, auch gerade bei den feilen Dirnen um so eher möglich gewesen. Ich möchte daher das sine periculo lieber mit „ohne Störung" übersetzt wissen.

2) Satir. Lib. 2. Adhuc ardens rigidae tentigine vulvae, ac resupina jacens multorum absorbuit ictus, et lassata viris, nondum satiata recessit.

ters neuesten Datums Gnade gefunden hat, ist keineswegs ein so ganz harmloses Mittel, sondern stiftet unter Umständen vielmehr ganz respektablen Schaden. Es verursacht eine Aufregung des gesammten Gefäßsistems mit Injection und Auftreibung der Conjunctiva, vermehrt die Harnabsonderung und die Menstruation, bewirkt ein Schwinden der Testikeln und der weiblichen Brustdrüsen, bringt Hautausschläge zuwege, erzeugt eine Art Speichelfluß, Schnupfen und Verstopfung der Nase, Bronchitis, Athembeschwerden, nach Ricord [1]) sogar Congestionen nach dem Gehirn und eine Trunkenheit, die er Jodtrunkenheit nennt, krampfhafte Bewegungen und Sehnenhüpfen, und noch manche andere üble Zufälle, welche alle hier aufzuzählen zu weitläufig wäre. Wird deshalb ein kundiger und besonnener Arzt von dem regelrechten Gebrauche des Jodkaliums in geeigneten Fällen sich abhalten lassen? Gewiß nicht. Wie nun aber, wenn ein ärztlicher Salomo käme und mit dem Jodkalium gerade so verführe, wie die Antimerkurialisten mit dem Merkur verfahren, wenn er es den Fachgenossen und, was natürlich noch viel leichter ist, dem Publikum gegenüber verdächtigte, herabsetzte, verläumdete? Wären die Erfahrenen und Sachkenner nicht in ihrem vollen Rechte, wenn sie den Edlen einen Halbwisser und Charlatan nennten? Was kann nicht Alles schaden! Sogar das dem Laien so unschuldig scheinende Wasser kann schaden, und außerordentlich schaden. Lasen wir doch erst jüngst [2]) von einem bedauernswürdigen jungen Manne, der wegen einer keineswegs sehr bedeutenden Unterleibskrankheit von einem renommirten Arzte in eine böhmische Kaltwasseranstalt gesendet, nach vielmonatlicher Behandlung daselbst, während welcher ihm fortwährend die besten Hoffnungen auf gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit gemacht wurden, mit einer totalen Rückenmarkslähmung in die Heimat zurückkehrte. Aber die Leidenschaft sieht nicht und hört nicht; sie begreift nicht, daß alle menschlichen Dinge nur eine relative, keine absolute Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit besitzen; sie betet den selbstgeschnitzten Götzen an und will, daß er von aller Welt angebetet werde, tritt aber das fremde Götterbild mit Füßen; sie bringt sogar auf wissenschaftlichem Gebiete immer wieder aufs Neue den alten wohlbekannten nie veraltenden Erfahrungssatz zur Geltung, „daß wir wohl den Splitter im fremden, doch nie den Balken im eigenen Auge bemerken." Die Wahrheit ist: In den Händen des Arztes gibt es kein wie immer geartetes Gift; weil in den Händen eines wohlunterrichteten und, wie sich von selbst versteht, auch wohlwollenden Arztes ohne alle Ausnahme jede, selbst die unter andern Umständen verderblichste, Potenz in eine heilbringende verwandelt wird. Das Wort „Gift" darf in der Arzneimittellehre gar nicht geduldet werden: dazu ist die Toxikologie da.

Eben so leicht, wie es sich Hr. Hermann mit seinen historischen Behauptungen macht, macht er es sich auch mit seinen klinischen Berichten. Laien, die von der Sache nichts verstehen, zu überreden, ist eine leichte Sache; aber glaubt der Verfasser allen Ernstes irgendwelchen Kenner durch Krankheitsgeschichten der Art, wie er sie mittheilt, von der Wahrhaftigkeit und praktischen Brauchbarkeit seiner Ansichten zu überzeugen? Auf S. 10 seines Buches wird uns von einem nach schwerem Typhus Reconvalescirenden erzählt, der nie an Syphilis, auch nie an einer andern Krankheit gelitten haben will, und dennoch — man höre! — an einer exquisiten Beinhautentzündung des rechten Schienbeins mit nächtlichen Knochenschmerzen erkrankte. Was bewirkte dieses Wunder? Nun, Hr. Hermann weiß bald Bescheid. Der Kranke hatte vor einem Jahre häufig die graue Quecksilbersalbe gegen Morpiones angewendet. Nichts natürlicher, als daß diese Frictionen die Ursache des Knochenleidens waren. Ich kann versichern, daß ich auch schon die graue Quecksilbersalbe gegen Morpiones in Anwendung zog, unter Andern an einem wohlhabenden und gebildeten Manne, der sich das Uibel durch ein Nachtlager in einem höchst unreinlichen Wirthshausbette zugezogen hatte; das Uibel wich auf eine unbedeutende Dosis des neapolitanischen Unguents; von einem Knochenleiden, das darauf gefolgt wäre, ist mir nichts bekannt geworden. Woher weiß denn Hr. Hermann so gewiß, daß jener Kranke wirklich nicht syphilitisch war? Ist es nicht eine jedem Anfänger in der ärztlichen Praxis hinreichend bekannte Thatsache, daß Syphilitische, besonders wenn sie verheiratet sind oder gewissen hier nicht näher zu bezeichnenden Ständen angehören, nur schwer, manchmal auch gar nicht zu dem Geständnisse zu bringen sind, daß sie sich einer Ansteckung ausgesetzt haben? Und wenn schon andere Aerzte zu täuschen sind, um wie viel eher muß dies mit einem Arzte gelingen, der sich in dem Wahne verrannt hat, Alles auf Rechnung des Quecksilbers schieben zu wollen, was auf Rechnung der Syphilis kommt? Gerade Reconvalescenten aus dem Typhus sind in geschlechtlicher Hinsicht ungemein aufgeregt, womit vielleicht die Beobachtung Budge's und Wolff's (Organ für Heilkunde Bd. 1.) übereinstimmt, daß der Urin Typhuskranker oft ganz gefüllt mit Spermatozoiden ist. Ich hatte vor mehreren Jahren mit meinem sehr werthen Collegen, dem gewesenen hiesigen klinischen Lehrer Hrn. Prof. Dr. von Reislin einen wohlhabenden Fabrikanten fünf Meilen von Olmütz gemeinschaftlich zu behandeln. Die Krankheit war ein wenig bedenkliches Fieber gastrischen Ursprungs; da aber der Kranke schon einmal an einem schweren Typhus gelitten hatte, so ließ er aus Furcht vor der Wiederkehr dieses gefährlichen Uibels uns beide rufen. Er

---

[1]) Bulletin générál de thérapeutique. Septbhft. 1841.

[2]) Augsb. Allg. Ztg., März 1860, Beil.

sowohl wie seine Gattin waren Individuen von seltener Körperstärke; ihre zahlreichen Kinder, männliche wie weibliche, waren es gleichfalls. Nur das jüngste Kind, ein Knabe von etwa 12 Jahren, war in seiner fisischen Entwicklung bedeutend zurückgeblieben und mit einer ganz enormen Rückgratskrümmung behaftet. „Sehen sie, sagte der Kranke, dieses unglückliche Kind habe ich auf meinem Gewissen. Als ich, wie Sie wissen, vor Jahren Reconvalescent aus dem Typhus war, hatte ich eine unüberwindliche Neigung zum Beischlafe. Wirklich wohnte ich auch meiner Frau bei, und die Frucht dieser Umarmung — hier brach der in Jahren vorgerückte gesetzte Mann beinahe in Thränen aus — ist dieser Knabe."

Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Reconvalescent, von welchem Hr. Hermann spricht, die Syphilis durch unreinen Beischlaf sich zugezogen hat; und da, wie wir eben gesehen haben, schon der Same des reconvalescirenden Vaters auf das Knochensistem des gezeugten Kindes in so hohem Grade verderblich einzuwirken vermag, so wird bei der ungemein großen Empfänglichkeit aller Reconvalescenten für krankmachende Potenzen wohl auch das aufgenommene syphilitische Contagium fähig sein, das Knochensistem in überraschend kurzer Zeit zu afficiren. Möglich auch, daß die im Organismus des von Hrn. Hermann angeführten Reconvalescenten schon seit lange schlummernde Syphilis jetzt erst zum sichtbar und fühlbar sich manifestirenden Durchbruche kam; da es sehr wohl erklärlich ist, daß verborgen gelegene Krankheitskeime gerade in jenem Uibergangsstadium von Krankheit zu Gesundheit, welches wir Reconvalescenz nennen, zur vollen Blüthe und Frucht sich entwickeln. — Und was heißt das: „Der Kranke rieb die graue Quecksilbersalbe häufig ein?" Wie viel? Wie oft? Unter welchen Umständen? Das hätte gesagt werden müssen, wenn die Sache auch nur einen geringfügigen Schein von Wahrheit erhalten sollte. So wie sie jetzt dasteht, hat sie nicht einmal diesen Schein. Man wird uns doch nicht einreden wollen, eine Drachme der grauen Quecksilbersalbe, welche nach der österreichischen Pharmakopoe vom Jahre 1855 nur zwölf Grane metallischen Quecksilbers enthält, könne bei dem unaufhörlich im Körper stattfindenden Stoffwechsel, der einen beträchtlichen Theil des aufgenommenen Quecksilbers nothwendigerweise wieder den excretorischen Wegen überliefern muß, ein Leiden des Knochensistems so trauriger Art erzeugen? —

Um nichts überzeugender ist die auf S. 61 f. der Hermann'schen Schrift mitgetheilte Krankengeschichte. Eine 27jährige Magd, „die früher nie an Syphilis gelitten hatte", kommt mit einem Geschwür an der rechten großen Schamlippe, Vaginitis und copiösem weißen Fluße in die Anstalt, worin Hr. Hermann als Arzt fungirt. Sie wird mit Aetzmitteln, abstringirenden Einspritzungen und kaltem Wasser behandelt. In der dritten Woche der Behandlung tritt ein Rachengeschwür, und in der vierten Woche der Behandlung treten Knochengeschwülste und nächtliche Knochenschmerzen in den untern Extremitäten auf. Anstatt nun, wie sich's gebührte, dieses Ereigniß auf Rechnung seiner Behandlung zu schreiben, unterstellt Hr. Hermann, ganz konsequent seiner Theorie gemäß, die Kranke müsse vorlängst anderweitig merkurialisirt worden sein, und wirklich bringt er durch sein Examen heraus, sie habe vor zwei Jahren, sage vor zwei Jahren, an einer drei Monate dauernden Gehirnentzündung gelitten, gegen welche eine graue Salbe (ob es die graue Quecksilbersalbe gewesen, weiß der Verf. nicht einmal mit Bestimmtheit anzugeben) eingerieben wurde. Wie lange, wie oft, wie viel, an welcher Stelle des Körpers gerieben worden, wird nicht gesagt. Es läßt sich aber, vorausgesetzt es sei die graue Quecksilbersalbe gewesen, vermuthen, daß durch einige Tage einige Haselnußgroße Reibungen auf der geschornen Fläche des Schädels stattfanden. Und einige Haselnußgroße Reibungen sollen ein so furchtbares Knochenleiden zu erzeugen im Stande sein? Glaube es wer will; wir glauben es nicht. Das stünde mit allen bisher gemachten Erfahrungen im schneidendsten Widerspruche. Der Verf. scheint, was die Sucht zu übertreiben und in's Schwarze zu malen betrifft, sich unsern guten Freund Hrn. Samuel Hahnemann zum Muster genommen zu haben.

Wie sehr Hr. Hermann das (später zu besprechende) Schicksal aller Antimerkurialisten theilt, mit sich selbst im Zwiespalte zu sein und fortwährend sich zu widersprechen, davon wäre überhaupt viel zu sagen. Er gibt zu, daß die Syphilis ansteckend ist, und doch will er weder von einer syphilitischen Blutdyskrasie, noch von einem spezifischen Charakter der Syphilis und folglich auch von einer spezifischen Behandlung der Syphilis irgendetwas wissen. Alles ist simple Irritation, Alles erfordert daher auch nur eine simple Behandlung, ganz nach dem Beispiel und Kommando der simplen Anhänger Broussais'scher Lehren in Frankreich. Eines bedingt aber nothwendig das Andere. Ist die Syphilis ansteckend, dann muß sie auch einen Ansteckungsstoff erzeugen, der, wenn er einmal aufgesogen worden ist, — was unfehlbar geschehen muß, weil Saugadern und Venen nicht zum Zeitvertreib da sind — die Fähigkeit besitzt, die gesammte Blutmasse zu korrumpiren und seine verderblichen Wirkungen auf cirkulatorischem Wege nach allen organischen Orten hin zu verpflanzen. Man mag sich drehen und wenden wie man will, anders sind die Proteusartigen Syphiliserscheinungen nicht zu erklären. Daß die jugendliche, trotzdem aber etwas übermüthige organische Chemie mit ihren zur Zeit noch keineswegs ausreichenden Mitteln die syphilitische Blutdyskrasie nicht näher zu bestimmen vermag, ist für die Nichtexistenz dieser Dyskrasie durchaus kein Beweis. Ganz derselbe Fall ist es mit der Hundswuth. Auch bei der Hundswuth vermag die organische Chemie die durch das Wuthcontagium erzeugten Verän-

derungen in der Blutmasse nicht anzugeben, obgleich kein Vernünftiger wird in Abrede stellen wollen, daß in dieser fürchterlichen Krankheit Blut und Nerve, diese beiden auf's Innigste verketteten Faktoren des Organismus, in ihren Grundvesten auf's Tiefste erschüttert sein müssen. Hr. Hermann macht sich über die statistischen Angaben der Merkurialisten, aus welchen die günstigsten Resultate herausdemonstrirt werden wollen, lustig. Wir stimmen ihm hierin bei, weil wir sehr wohl wissen, welche Taschenspielerkünste mit der medicinischen Statistik, und mit der Statistik überhaupt, getrieben zu werden pflegen. Gleichwohl benützt er einige Zeilen später Ziffern und Zahlen in aller Unschuld zu seinen Gunsten. Was in dem einen Falle zu mißbilligen ist, muß es auch in dem andern sein.

Und wie willkürlich springt Hr. Hermann mit den Begriffen um, gleich als hätten sie wächserne Nasen, wie man den Gesetzen gewisser Länder nachsagt. Alles ist bei ihm Lokalübel: Rachengeschwüre sind Lokalübel; weit verbreitete Exantheme, weit verbreitete Hautgeschwüre sind Lokalübel; während es doch im strengsten Sinne gar kein Lokalübel gibt, indem Alles im Organismus so sehr innig mit einander verbunden ist, daß, was an Einem Orte erscheint, nothwendigerweise früher oder später, stärker oder schwächer im Gesammtorganismus sich reflektirt. Es ist noch sehr in Frage, ob Schanker und Bubo rein örtliche Symptome sind, oder ob sie nicht vielmehr Reflexe sind des durch das aufgenommene Contagium im Innern des Organismus entstandenen syphilitischen Krankheitsprozesses. Daher denn auch die Cauterisation syphilitischer Geschwüre einen besorgten Arzt unmöglich vollkommen befriedigen kann. Denn etwas Anderes ist die Cauterisation bei der Hundswuth, wo dieselbe sogleich nach geschehenem Bisse stattfindet, und etwas Anderes die Cauterisation bei der Syphilis, die zuweilen erst vierzehn Tage und noch länger nach geschehener Infektion vorgenommen wird, während welcher Zeit das Contagium möglicherweise vorwärts geschritten sein, im Innern des Organismus Wurzel gefaßt, und seine Produkte nach Außen geworfen haben kann. Cauterisirt man aber Anfangs nicht und bewahrt man sich das Geschwür als getreuen Spiegel des Krankheitsvorganges, so hat man den Vortheil, das Zurückweichen dieses Vorganges und das Fortschreiten zur Besserung von Stufe zu Stufe zu beobachten; und nur erst am Ende der Kur, wenn die Vernarbung langsam von Statten geht, obgleich der syphilitische Charakter des Geschwürs schon getilgt ist, mag die Cauterisation gerechtfertigt sein.

XXXII.

Fortsetzung.

Etwas vorsichtiger und bescheidener als die Mehrzahl englischer und einige deutsche Antimerkurialisten sind die französischen Aerzte dieser Partei, wenigstens Desruelles und Devergie, die man doch gewöhnlich als Mitbegründer, Förderer und hartnäckige Vertheidiger der Lehre von der nichtmerkuriellen Behandlung syphilitischer Affektionen ansieht. Freilich geben auch sie die Zweideutigkeit und Zweifelhaftigkeit ihrer Ansichten nur allzudeutlich dadurch kund, daß sie sich in Widersprüche verlieren, welche selbst dem oberflächlichsten Blicke nicht entgehen können, und auf Auskunftsmittel zur Bekräftigung ihrer Theorie sinnen, die durch ihre Seltsamkeit — um uns keines schärferen Ausdrucks zu bedienen — überraschen. So z. B. erzählt Desruelles, Arzt und Lehrer an der Militär-Hospitalschule im Val-de-Grace zu Paris, in einer seiner frühern Arbeiten*), um zu beweisen, daß es kein wirkliches charakteristisches Kennzeichen syphilitischer Geschwüre der Geschlechtstheile gibt, und daß es unmöglich ist, Geschwüre, die aus Ansteckung, von Geschwüren, die nicht aus Ansteckung entstanden sind, zu unterscheiden, in allem Ernste Fälle, wo ein brennender Feuerschwamm Schanker erzeugt hat, die nach Verlauf von acht bis zehn Tagen den vollkommenen Charakter von Syphilis an sich trugen. Diese Aehnlichkeit sei so vollkommen gewesen, daß mehrere Pariser Aerzte, denen Desruelles diese Geschwüre gezeigt habe, sie für Geschwüre gehalten hätten, die durch den Beischlaf entstanden seien. Ja er selbst, so wie die andern Aerzte würden in diesem Irrthume geblieben sein, wenn sie nicht durch die Kranken selbst auf denselben aufmerksam geworden wären, d. h. wenn die Kranken selbst nicht den brennenden Feuerschwamm als Ursache des Geschwüres am Penis bezeichnet hätten. Aber wie, so fragen wir, wie ist es möglich, daß ein brennender Feuerschwamm auf einen doppelt und dreifach bedeckten Theil, wie der Penis ist, fallen und daselbst Geschwüre erzeugen kann, die mit syphilitischen Geschwüren die größte Familienähnlichkeit haben? War die Bekleidung des von Hrn. Desruelles behandelten Kranken vielleicht jenes berühmte Feigenblatt aus dem Paradiese? Weiß Hr. Desruelles nicht, daß an Syphilis Leidende zu allen möglichen Listen ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, um den Arzt über den Ursprung ihres Uibels zu täuschen, oder will er es nicht wissen? Und gibt es wirklich so gar kein

---

*) Behandlung ohne Quecksilber; deutsch von Günther, mit Vorr. von Fricke. Hamb. 1829, S. 9.

Kennzeichen, wodurch man syphilitische von nichtsyphilitischen Geschwüren der Geschlechts- oder anderer Körpertheile unterscheiden könnte, so gar keinen Weg und kein Mittel, auch nach Ricord's u. A. schätzbaren Inoculationsversuchen, um sich von der syphilitischen oder nichtsyphilitischen Natur von Geschwüren zu überzeugen? Ich erinnere mich von meinem ehemaligen Lehrer der Chirurgie, dem verstorbenen Prof. Fritz in Prag, der in Syphilis viel Erfahrung hatte, gehört zu haben, er habe einst einen „Wohlehrwürdigen" an einem Schanker behandelt, der steif und fest behauptete, daß er sich das Uibel in der Dunkelheit beim Beten vor einem Heiligenbilde zuzog, indem er zu tief in Andacht versunken unvorsichtiger Weise mit Gewalt an ein Pult stieß. F. hörte den frommen Mann geduldig an, erwiderte nichts, und behandelte ihn in aller Stille antisyphilitisch. Erst am Schluße der vollständig gelungenen Kur konnte er, „um nicht von ihm als ein Idiot angesehen zu werden", sich nicht enthalten, ihm die Warnung zu ertheilen, in Zukunft sich in Acht zu nehmen, „denn solche Stöße seien gefährlich."

Aber selbst in seiner vorhin genannten Erstlingsarbeit spricht Desruelles immer nur von den Nachtheilen, welche der Mißbrauch des Quecksilbers, nie von den Nachtheilen, welche der Gebrauch desselben erzeugt; und in seinem Traité pratique des Maladies vénériennes, Paris 1837, 8. ist er, obwohl noch immer gegen das Quecksilber mit Abneigung und Mißtrauen erfüllt, namentlich in Betreff der Knochenkrankheiten, die uns hier speziell interessiren, aus seinen antimerkuriellen Träumereien schon vollständig zur Besinnung erwacht. „Auch ich glaubte, sagt er [1]), daß alle Knochenkrankheiten nur vom Merkur bewirkt werden, allein ich habe diese Affektionen bei Venerischen beobachtet, die gleich von Anfang an nur nach der einfachen Methode behandelt worden sind und keinen Gran Merkur genommen hatten. Diese Fälle sind zu sehr konstatirt, als daß man noch darüber zweifeln könnte. Die venerische Irritation kann sich über die Knochen verbreiten, sie verdicken, verhärten, das Periost erheben und auftreiben, ohne daß der Merkur dabei hilft." Und einige Zeilen später wiederholt er die soeben ausgesprochene Behauptung, gleich als ob er wünschte, sie den Aerzten recht zu Gemüth zu führen, mit den Worten: „Nicht Einen gewissenhaften Beobachter gibt es, der da behaupten möchte, daß die Methodus simplex durchaus und immerdar vor möglichem Eintritt von Knochen- und Periostleiden schütze"; nur meint er, „daß, wenn Knochenleiden bei Venerischen entstehen, bei denen der Merkur gemißbraucht worden, diese Leiden stärker seien, als bei Venerischen, bei denen ein Quecksilbermißbrauch nicht stattgefunden hat." Und hierin muß man ihm allerdings Recht geben. „Uibrigens — so fährt der Verfasser in seinen Bemerkungen über den Gebrauch des Merkurs in der Syphilis fort — ist dieses Mittel nicht das einzige, das die Entwicklung übler Zufälle begünstigt. Die Goldpräparate haben oft dasselbe Resultat, und doch bewirken diese Alterantia, wenn sie vertragen werden, bisweilen ganz unverhoffte Heilung." Wahrlich das sind goldene Worte, die man in einen goldenen Rahmen fassen und über der Thüre eines jeden enragirten Merkurialisten wie Antimerkurialisten zur Lektüre und Darnachachtung aufhängen sollte. Desruelles ist auch so gerecht oder so klug, von „erfahrenen Praktikern" zu sprechen, welche zwar die Nothwendigkeit der Diät und der antiphlogistischen Mittel bei Behandlung der Syphilis anerkennen, aber nachdem die entzündlichen Symptome verschwunden sind, zur Einverleibung des Quecksilbers in kleinen Gaben schreiten, wobei sie freilich die Einwirkung des Mittels auf den Organismus aufmerksam überwachen (durchaus Grundsätze, mit denen wir uns vollkommen einverstanden erklären können); wie er denn auch eine große Zahl von Fällen anführt, in welchen die einfache Methode für sich allein nichts gefruchtet hat, die Merkurialien aber in der Form des Hahnemann'schen Präparats, des Sublimats, des Jodquecksilbers und des Cyanquecksilbers „oft wie durch einen Zauber heilten [2])."

Ebensowenig wie Desruelles ist Devergie d. ä., Oberwundarzt am Militärhospital zu Gros-Caillou in Paris, ein fanatischer Antimerkurialist. Devergie sträubt sich gleichfalls nur gegen den Mißbrauch des Quecksilbers von Seiten roher Empiriker, keineswegs gegen den rationellen Gebrauch dieses Mittels in der Syphilis. „Den Merkur in allen Fällen von Syphilis anwenden, sagt er [3]), heißt ein Mittel mißbrauchen, welches allerdings im Stande ist, große Dienste zu leisten, sofern es mit Verstand und Mäßigung unter passenden Umständen angewendet wird. War die antiphlogistische Methode, obgleich gehörig angewendet, die Heilung zu bewirken gleichwohl nicht im Stande, dann rechtfertigt die Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Uibels die Dazwischenkunft des Merkurs." Er erzählt aus seiner eigenen Praxis [4]), daß er bei der Behandlung von Syphilitischen, nachdem die eigentliche akute Periode vorüber war und Ruhe, Diät, örtliche Blutentziehung das Ihrige gethan hatten, zuletzt Merkurialfriktionen in ganz kleinen Gaben (alle 3 Tage eine Drachme) anwendete, wodurch die kranken Soldaten so vollständig genasen, daß sie binnen längstens 35 Tagen ihrem Dienst zurückgegeben werden konnten. So gesteht er auch [5]) das Jodquecksilber (namentlich bei chronischer Abe-

---

[1]) Auch Behrend III, 206 ff.
[2]) Behrend II, 562, 564, 565.
[3]) Archives générales de Médecine Tom. IX. 1835; Behrend I, 3.
[4]) A. a. O. S. 6.
[5]) Ebendaselbst S. 14 ff.

nitis), das Kalomel (bei chronischer Orchitis und phagedänischen Geschwüren), die Räucherungen mit Merkurialäthiops (bei Feigwarzen und Auswüchsen am Afterrande), die Merkurialeinreibungen (bei breiten Kondylomen), den Sublimat, das Zittmann'sche Dekokt (worin bekanntlich Kalomel und Schwefelquecksilber) u. a. m. nicht selten mit dem besten Erfolge in Anwendung gezogen zu haben; und aber- und abermals rekapitulirt auch er den gleich von vornherein ausgesprochenen Grundsatz, daß das Quecksilber keineswegs aus der Therapie der syphilitischen Krankheiten zu verbannen, sondern, wenn auch nicht immer anwendbar, so doch auch nicht immer zu entbehren sei [1]). Was die Knochenkrankheiten betrifft, so bekennt sich Devergie zu der Ansicht [2]), daß sie in den meisten Fällen das Resultat einer noch nicht geheilten Krankheit (d. h. doch wohl der Syphilis selbst) sind, die durch den Quecksilbergebrauch (besser gesagt Mißbrauch) gesteigert worden; setzt aber sogleich hinzu, daß ein Liniment aus Opium und Quecksilber Heilung bringt. Heißt das nicht homöopathisch kuriren? —

Wenn übrigens beide genannten Antiphlogistiker sich etwas darauf zu Gute thun, daß durch die einfache Methode die syphilitischen Affectionen rascher heilen, als durch den Merkur, so ist dagegen wiederholt zu erinnern, daß sie nach ihrem eigenen Geständnisse nur die leichtern syphilitischen Fälle der Antiphlogose zuwiesen, während die schwerern für den Merkur aufgespart blieben. Auf diese Weise erklärt, fällt freilich das Wunderbare der Sache weg, und das Räthsel löst sich von selbst. Und wer bürgt uns dafür, daß der sehr prekäre Vortheil rascherer Beendigung nicht durch die nachhaltige Pein unglückseliger konsekutiver Leiden allzutheuer erkauft wird? —

XXXIII.

Gründe des Emporkommens des Antimerkurialismus in Frankreich, England und Deutschland.

Warum ein guter Theil französischer (besonders Militär-) Aerzte der Neuzeit bei Behandlung der Syphilis so leidenschaftlich der streng entzündungswidrigen Methode das Wort spricht und dem Merkur mißtraut, ist nicht schwer zu erklären. Einestheils, weil sie Schüler Broussais's sind, der bekanntlich die fixe Idee gehabt hat, alle Krankheiten für entzündlich zu halten und überall Gastro-Enteritis zu wittern, gerade wie Hahnemann alle Krankheiten von Psoriasis herleitet; und anderntheils, weil sie von der Wirkungsweise des Quecksilbers auf den Organismus eine gleichfalls von Broussais in Schutz genommene, nach unserem Dafürhalten ganz perverse Vorstellung haben. War es ja doch auch dieser in Uiberschwänglichkeiten sich gefallende lebhafte Kopf, der da lehrte, daß die Chinarinde und ihre Präparate das Wechselfieber nicht heilen, sondern in Gastroenteritis umwandeln! Wie sollte er nicht auch in gleicher Weise mit dem Quecksilber verfahren, das ihm bei seinem noch tieferen Eingriff in alle Kreise des Lebens einen um so größeren Spielraum für seine willkürlichen Behauptungen gewährte? Es ist das ewige post hoc ergo propter hoc, welchem wir auch hier wieder begegnen. Weil die Chinarinde und weil das Quecksilber allerdings ungeheuern Schaden stiften können, wenn die nothwendigen Vorbereitungen zu ihrer Einverleibung unterlassen worden sind, wenn sie mit halbentzündlichen oder entzündlichen Affectionen oder mit gastrischen Unreinigkeiten zusammentreffen: so wagte man und wagt man zum Theil noch zu behaupten, daß diese Mittel es sind, welche die genannten Uibel erzeugen. In seinem 1816 zu Paris erschienenen Examen de la doctrine médicale généralement adoptée trat Broussais in Betreff der syphilitischen Krankheiten und ihrer Behandlung noch schüchtern auf; später aber, da das Werk mehrere Auflagen erlebte und beträchtlich erweitert wurde (es erschien 1829—34 in 4 Bänden), sprach er sich, seinen Fundamentalansichten getreu, entschiedener dahin aus: 1) daß die Syphilis eine Irritation sei, welche die äußeren Körpertheile befalle, durchaus nichts Eigenthümliches (Specifisches) habe und von keinem Virus abstamme; 2) daß sie durch örtlich angewendete zahlreiche Blutegel geheilt werde; 3) daß selbst dann, wenn sie veraltet ist, der Gebrauch der antiphlogistischen Mittel und einer strengen Diät zu ihrer Heilung genüge; 4) daß der unbesonnen angewendete Merkur Gastroenteritis erzeuge, welche, falls die Verdauungsorgane nicht schon entartet sind, nur wieder einer strengen und anhaltenden Antiphlogose weiche; 5) daß die durch den Quecksilbermißbrauch in dem Verdauungsapparat entstandene Phlegmasie sich leicht auf die Lungen werfe und daselbst Phthisis hervorbringe, der man allsogleich und energisch durch Blutentziehungen entgegentreten müsse; und 6) daß das Entstehen sogenannter sekundär-syphilitischer Leiden, z. B. der Rachengeschwüre, dem consensuellen Verhältnisse zuzuschreiben sei, in welchem die von der Sekundärsyphilis ergriffenen Theile mit den Geschlechtstheilen stehen. Bei dem großen Ansehen, in welchem Broussais bei seinen Landsleuten stand und bei der Menge von Zuhörern, die er um sich her versammelte, konnte es nicht fehlen, daß seine Lehren in den Köpfen vieler jungen, besonders Militärärzte, die sich meistens nur der Er-

---

[1]) A. a. O. S. 18 fg.
[2]) A. a. O. S. 28.

scheinungswelt zuwenden und tieferen Meditationen abhold zu sein pflegen, Wurzel faßten; denn Broussais war selbst lange Zeit Militärarzt, und bevor er als Professor der Pathologie und Therapie in die medizinische Fakultät, später als Mitglied in das Institut kam, erster Professor am Militärhospitale Val-de-Grace in Paris gewesen. Es ist aber eine alte Erfahrung in der Geschichte der Wissenschaften und in der Geschichte überhaupt, daß die Jünger immer weiter gehen als der Meister, weil sie ihn nicht anders überflügeln zu können glauben, als indem sie seine Lehren durch ungebührliches Lärmschlagen, Verfolgen Andersdenkender, und Uibertreibungen aller Art auf die Spitze treiben. Ließ Broussais dem Quecksilber doch noch einige Gerechtigkeit widerfahren dadurch, daß er immer nur von Nachtheilen sprach, welche der „unvorsichtige" Gebrauch des Quecksilbers möglicherweise zufügen kann: so wollen seine Schüler von dem Gebrauche dieses Mittels überhaupt nichts wissen. Sie wollen es aus dem Arzneischatze, wenigstens in Bezug auf Syphilis, ganz und gar verbannen; sie lassen an demselben, wie ein gemeines Sprichwort sagt, kein gutes Haar; sie rufen auf das Haupt eines Jeden, der es in Zukunft anwenden würde, das Anathem herunter und nennen ihn einen Frevler an der Wissenschaft und an der leidenden Menschheit. So kam es denn, daß — wir führen nur einige von den bekannten Anhängern des Broussaisismus in Frankreich an — Jourdan, Richond-Desbrus [1]), Bobilier, Dubled, Lefebvre u. m. A. in ihren Schriften behaupten konnten, die Syphilis entstehe nicht durch ein Contagium, sondern durch geschlechtlichen Exzeß, durch Uiberreizung allzusehr angestrengter geschlechtlicher Organe; sie sei nichts als ein Complex gewöhnlicher entzündlicher Symptome, gegen welchen man mit der einfachen antiphlogistischen Methode vollkommen ausreiche; ihre Krankheitserscheinungen böten nichts Charakteristisches dar, und namentlich seien die sogenannten syphilitischen Geschwüre von den Geschwüren, die aus andern Ursachen entstehen, nicht zu unterscheiden; man bedürfe daher zu ihrer Heilung keines Specificums und das Quecksilber sei auch gar kein solches; das, was man secundäre oder tertiäre Syphilis zu nennen beliebe, sei nur die Folge des Quecksilbermißbrauches, ja des bloßen Quecksilbergebrauches: Behauptungen, denen man das Grelle, Unerwiesene, Willkürliche und aller Erfahrung Widersprechende auf den ersten Blick ansieht. Vielleicht auch — es ist dies freilich nur eine Hypothese, die wir hier aussprechen, aber wer kennt nicht die menschlichen Schwächen? — vielleicht, weil die Franzosen die Schmach von sich abwälzen wollen, der Syphilis ihre Entstehung und ihren Namen (morbus Gallicus, mal de Frantzos wird sie schon von den ältesten Syphilidologen genannt) gegeben zu haben, bemühen sie sich, uns glauben zu machen, daß sie nicht erst 1495 entstanden, sondern so alt wie die Welt, daß sie nichts als eine „Irritation", und daß sie durch die Antiphlogose zu heilen ist.

In England und Deutschland, wo der Broussaisismus nie sonderlichen Anklang fand, hatten die Anklagen gegen das Quecksilber dagegen ganz andere Gründe als in Frankreich. In England waren es wieder Militärärzte, welche das bis dahin unbestrittene Ansehen des Quecksilbers zu erschüttern, ja zu vernichten suchten, weil sie, wie wir schon vorläufig andeuteten, in Portugal, wohin sie in Folge der kriegerischen Ereignisse zur Zeit des ersten Napoleon mit ihren Regimentern gezogen waren, die Beobachtung gemacht haben wollten, daß dort die Syphilis ohne Quecksilber vollständig geheilt werde, ohne daß dieses Verfahren jemals das Erscheinen sekundärer oder tertiärer Symptome, insbesondere Knochenkrankheiten, nach sich zöge. Es ist aber erwiesen, daß die englischen Aerzte in dieser Sache sowol sich selbst wie auch andere gröblich täuschten. Denn ganz abgesehen davon, daß von einem so tief südlich gelegenen Lande, wie Portugal ist, auf nördlich gelegene kein Schluß zu ziehen ist, indem im Süden einer bekannten Erfahrung zufolge die Syphilis in viel milderer Form aufzutreten und leichter geheilt zu werden pflegt wie im Norden, so hat sich jene Beobachtung bei genauerer und leidenschaftloser Untersuchung nicht einmal als wahr herausgestellt. Denn Henry Robertson [2]) behauptet im Gegentheil, daß in Lissabon ohne Zweifel in Folge vernachlässigter Syphilis viel mehr verkrüppelte und verstümmelte Individuen zu sehen seien, als in irgend einer andern Europäischen Hauptstadt (that there were more people to be met with in the town of Lisbon, who had suffered that mutilation, than in any other of the same size), und daß, eben weil das Portugiesische Volk ein gänzlich ungerechtfertigtes Vorurtheil gegen das Quecksilber habe, in diesem Lande eine größere Sterblichkeit in Folge der Syphilis herrsche, als irgendwo anders; ein Vorurtheil, das übrigens von den besseren Portugiesischen Aerzten keineswegs getheilt werde. Ganz derselben Ansicht sind auch andere englische Aerzte, z. B. Guthrie [3]), trotzdem daß dieser den neueren Grundsätzen in Betreff der Behandlung der Syphilis sich weit mehr zugethan zeigt, als den älteren.

[1]) Vielleicht ist er der Verfasser der berüchtigten Abhandlung Sur la non — existence de la maladie vénérienne, Strasbourg 1811. 8., von der man den Urheber bis auf den heutigen Tag nicht genau anzugeben weiß. Wenigstens hat Richond-Desbrus ein dreibändiges Werk unter ganz ähnlichem Titel herausgegeben, dessen Vorläufer jene Abhandlung gewesen sein kann.

[2]) Lond. med. Repository Vol. IX. 1817, pag. 459, 464.

[3]) Lond. Med. chir. Transact. Vol. IX. 1817.

In Deutschland aber, das von seiner altangestammten Nachahmungssucht sich nie ganz losmachen kann, war es theils das gewohnte Liebäugeln mit allem Fremdländischen in Wissenschaft, Kunst und Leben, theils die Hahnemann'sche Irrlehre mit ihrem gedankenlosen Haß gegen die medikamentösen Schützlinge der „Allopathen“, welche in den Köpfen mancher deutschen Aerzte, vielleicht ihnen selbst unbewußt, spukte und darin ihr Unwesen trieb, theils die von Gräfenberg her neuaufgetauchte Wassermanie, welche zur Feindseligkeit gegen das Quecksilber führten und verführten. Hätten diese Aerzte, wie der Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit gehabt, als die Mutter aller Wasserheilanstalten in und außer Europa noch unter der Leitung des Vinzenz Prießnitz stand, das Wirken dieses von einigen Schwärmern zu einer wissenschaftlichen Autorität emporgekünstelten, blos durch seinen Unternehmungsgeist und seine rastlose Thätigkeit hervorragenden ärztlichen Dilettanten näher und länger an Ort und Stelle zu beobachten und von der gänzlichen Nutzlosigkeit des kalten Wassers in allen schwereren Formen der Syphilis, der Gicht, der Skropheln u. s. f. sich zu überzeugen: die redlichen und unterrichteten unter ihnen würden von ihrem Enthusiasmus für dieses „Universalmittel“ bald zurückgekommen sein. Es ist auch gar nicht denkbar, wie ein Mittel dieser Art gegen einen spezifischen Krankheitsprozeß irgendwelche wohlthätige Wirkung von Belang jemals sollte äußern können; es müßte denn sein, daß man annimmt, die Organe würden dadurch zu vermehrter Thätigkeit angespornt, um gegen die in Folge des spezifischen Krankheitsprozesses eingetretenen Anomalien mit vereinten Kräften anzukämpfen, was aber eine ziemlich gezwungene Annahme wäre.

XXXIV.

Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses.

Was ist aber ein spezifischer Krankheitsprozeß, und ist die Syphilis ein solcher? Das ist die Frage, um die sich Alles dreht. Wird diese Frage verneint, so haben die Antimerkurialisten gewonnen Spiel; wird sie bejaht, so neigt sich der Sieg entschieden auf Seite der Merkurialisten. Erlaube man uns, unsere Meinung hierüber in wenig Worte zusammenzudrängen. Unseres Dafürhaltens ist jener Krankheitsprozeß ein spezifischer zu nennen, welcher die Hämatopoese und die von ihr abhängige Nutrition und Sekretion dermassen alienirt, daß die Produkte dieser organischen Vorgänge sich ebensowol von den Produkten des gesunden Lebens, wie von allen andern Krankheitsprodukten wesentlich und auf den ersten Anblick unterscheiden. Daß die Chemie mit ihren Destillirkolben, Tiegeln und Retorten diese subtilen Veränderungen der Blutmasse und ihrer Erzeugnisse, vorderhand wenigstens, nicht sichtbar und greifbar nachweisen kann, ficht uns wenig an. Ist die erst in ihrem Entstehen begriffene organische, zumal pathologische, Chemie schon allmächtig? Ist es ihr etwa schon gelungen oder hat sie die Aussicht, daß es ihr jemals gelingen werde, Blut zu machen, irgend ein Contagium im Blute zu entdecken, den künstlichen Mineralwässern jenen „Brunnengeist“ einzuhauchen, durch welchen die natürlichen Mineralwässer eine zuweilen so eminente Wirkung auf den menschlichen Organismus äußern, und dergleichen mehr? Woher also die Anmaßung, im Bereiche der ärztlichen Wissenschaft und Kunst, die es doch immer nur mit dem Leben und nicht mit einem caput mortuum zu thun haben, als oberste Regentin inviolable Gesetze diktiren zu wollen? Hat nicht selbst jener für den größten Chemiker der Gegenwart gehaltene berühmte Mann, wenn man seine vortrefflichen Leistungen vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet, so manche Blöße gegeben, die uns in Aufnahme und Benützung chemischer Aussprüche zu praktisch-ärztlichen Zwecken vorsichtig zu sein gebietet? Wir erinnern nur an den Rath, unser tägliches Hausbrot mit Kalkwasser zu bereiten, durch dessen Befolgung bei der austrocknenden und alle Se- und Exkretionen hemmenden Eigenschaft des Kalkwassers sämmtlichen Hämorrhoidariern des heil. Röm. Reichs unfehlbar eine mindestens achttägige Stuhlverhaltung zugezogen würde; wir erinnern an die bekannte Unterscheidung zwischen plastischen Nahrungsmitteln und Respirations-Nahrungsmitteln und die Rangirung des Fettes unter die letzteren, da doch schon die Elementarzelle, aus welcher sich alles Organische hervorbildet und welche folglich auch „plastisch“ ist, umsomehr das Blut, Fett enthält; wir erinnern an die ganz unhaltbare Hypothese jenes Chemikers *) über die Krankheitsgenesis, vermöge welcher zur Entwicklung einer Krankheit eine Prädisposition durchaus nicht nothwendig sein soll; wir erinnern an die Protestationen der Chemie gegen das Zittmann'sche Dekokt und unzählige andere derartige Compositionen, welche sich gleichwohl am Krankenbette Millionenmale nützlich, ja nothwendig erwiesen haben; wir erinnern endlich daran, daß die kritischen Schweiße und Harnsedimente anders im katarrhalischen, anders im rheumatischen, anders im gastrischen Fieber beschaffen sind,

*) Justus Liebig, Die organische Chemie. 1842, S. 260.

so daß sie jeder praktische Arzt sogleich an ihren Eigenthümlichkeiten erkennt, trotzdem daß die Chemie in den genannten Ausleerungen immer nur dieselben organischen und unorganischen Bestandtheile, wenngleich in etwas veränderten Quantitäten, aufzufinden vermag. Die Chemie, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, kann uns also, bei aller Verehrung und Liebe für diese unvergleichliche, dem menschlichen Geiste zur höchsten Ehre gereichende Wissenschaft sei es gesagt, in unsern fisiologisch-pathologisch-therapeutischen Ansichten nicht irre machen.

Wir sagten vorhin, die durch einen spezifischen Krankheitsprozeß in der Blutbildungs-, Ernährungs- und Absonderungsfunktion bewirkte Veränderung verrathe sich schon auf den ersten Anblick dadurch, daß die vermittelst dieser Funktionen gelieferten Produkte ganz anderer Natur sind, als die unter jedem andern Verhältnisse geschaffenen. So ist es in der That. Sogleich bei dem Eintritt eines skrophulösen Knaben in unser Zimmer erkennen wir, ohne noch denselben untersucht zu haben, daß er skrophulös ist. Wie so das? Weil er ein Aeußeres darbietet, welches der reinste Ab- und Ausdruck der in seinem Organismus dominirenden Skrophulose ist. Der besonders im Hinterhaupte ungewöhnlich große Kopf, der kurze dicke Hals, die eingedrückte Schläfe, die breiten Kinnbacken, die angeschwollene Oberlippe und Nase, das aufgedunsene Gesicht, das schlaffe schwammige Fleisch, der stark entwickelte Unterleib, vielleicht auch die gekrümmten Röhrenknochen und der hinkende watschelnde Gang: sind sie nicht eben so viele unverwerfliche Zeugen und Verkündiger des beklagenswerthen Uibels, woran der Knabe leidet? Wird dieser Knabe von einer Augenentzündung befallen, so ist dies keine gewöhnliche Augenentzündung, wie sie die Individuen befällt, welche nicht skrophulös sind. Man befrage Jeden, der in solchen Dingen einigermaßen erfahren ist, ob die skrophulöse Augenentzündung nicht Erscheinungen darbietet, welche allerdings charakteristisch genannt werden müssen, weil man aus ihnen allein auf die skrophulöse Beschaffenheit des von der Entzündung befallenen Individuums zu schließen berechtigt ist. Sähe man nur dieses Auge und von dem ganzen übrigen Individuum sonst nichts, man müßte dennoch sagen: Das ist eine skrophulöse Augenentzündung. Das dick angelaufene mit Blut überfüllte varikose obere Augenlid, das scharfe, heiße, brennende, corrodirende Thränendrüsensekret, das aus den nur mit Mühe geöffneten Augen zeitweilig sich ergießt und vom innern Augenwinkel bis zum Mundwinkel herab rothe Spuren zurückläßt; der weiße, scharfe, schnell zu dünnen Krusten eintrocknende, die Augenwimpern (nicht an ihrer Spitze, wie bei der katarrhalischen Augenentzündung, sondern an ihrer Wurzel) verklebende Schleim, der dort, wo er länger verweilt, durch seine kaustische Beschaffenheit tiefe Geschwürsflächen hervorbringt; die von der Bindehaut nach der Hornhaut concentrisch hinlaufenden Blutgefäßbündel, deren einige sich über den Rand der Hornhaut bis gegen die Mitte derselben erstrecken; die bei längerem Verlaufe des Uibels sich häufig einstellenden und sehr in die Tiefe dringenden Phlyctänulen der Hornhaut: das sind doch wol so ganz ausschließlich eigene und zugleich so konstante Symptome der skrophulösen Augenentzündung, daß nur ein unerfahrener und kenntnißloser Arzt diese Entzündung mit einer andern, namentlich mit der katarrhalischen, mit welcher sie noch die meiste Aehnlichkeit hat, zu verwechseln im Stande wäre. Rechnet man noch dazu die ganz außerordentliche Scheu vor dem Lichte, welche die an der skrophulösen Augenentzündung Leidenden haben, und die zu den übrigen Entzündungssymptomen in gar keinem Verhältnisse steht, sowie den Umstand, daß das Leiden des Morgens, nicht des Abends, exacerbirt, so kann über die Natur desselben nicht der allerleiseste Zweifel entstehen. Und ebenso wie die skrophulöse Augenentzündung bietet auch das skrophulöse Geschwür, wie jeder Erfahrene weiß, eine Reihe charakteristischer Zeichen dar; daher es nicht schwer fallen kann, dieses Geschwür von jedem andern Geschwür sogleich zu unterscheiden, auch wenn man mit dem Kranken noch kein Examen angestellt und von der Anamnese noch nichts erfahren hat. Brauchen wir zu sagen, daß es sich mit der Gicht auf ganz gleiche Weise verhält?

Wenden wir nun das Gesagte auf die Syphilis an. Wenn die Antimerkurialisten behaupten, die syphilitischen Affektionen böten nichts dar, was sie von krankhaften Affektionen anderer Art unterschiede, so kann man höchstens den Muth bewundern, mit dem sie so was nicht nur dem Sachunverständigen Publikum — das ist leicht — sondern sogar den eigenen Berufsgenossen gegenüber vorbringen: an der Behauptung selbst ist nicht ein wahres Wort. Man mag was immer für eine syphilitische Krankheitsform in Betracht ziehen, jede derselben bietet charakteristische Kennzeichen dar, welche kein Arzt verkennen kann, wenn er anders wohlunterrichtet ist und sorgfältig untersucht. Bleiben wir, da wir vorhin von der Augenentzündung sprachen, Beispielshalber bei dieser Krankheitsform stehen. Welcher Arzt, wenn er die erwähnten Eigenschaften besitzt, wird nicht an der scharfgezeichneten Symptomengruppe der syphilitischen Augenentzündung alsbald gewahr werden, daß er es gerade nur mit dieser Entzündung, und mit keiner andern, zu thun habe; auch wenn das Geständniß des Kranken fehlen und nichts weiter vorhanden sein sollte, was auf den syphilitischen Ursprung des Uibels hinzudeuten vermöchte? Gibt es etwas Bezeichnenderes, als jene blaßrosige Röthe in der Sklerotika, ganz nahe dem Hornhautrande; jenes schmutzige, gelbgraue Aussehen der Hornhaut, welche bewirkt, daß das Sehvermögen des Kranken gleich Anfangs beträchtlich gestört ist; jenen von der Nasen-

wurzel bis zum äußern Augenwinkel sich erstreckenden nächtlichen, fixen, bohrenden Knochenschmerz in der Supraorbitalgegend, der nach und nach über die ganze leidende Seite des Kopfes sich verbreitet; jene Veränderungen in der Farbe, Struktur und Richtung der Iris; jene Spinngewebähnlichen braunrothen Exsudate, die sich durch die Pupille bis zum Linsensistem hin ausdehnen und endlich die Form einer die Pupille verschließenden Membran annehmen; jene fortwährend im Wachsen begriffenen und zuletzt sogar die Hornhaut nach vorwärts treibenden kondylomatösen Auswüchse an der Iris; und endlich, bei längerer Dauer des Uibels, jene Gummata und Tophen in der Nähe des ergriffenen Auges und jenes Exanthem an der Stirne; — durchaus Erscheinungen, welche die syphilitische Augenentzündung eben nur als solche stigmatisiren und zuweilen die einzige Manifestation der aus einer, ohne Quecksilber scheinbar geheilten, örtlichen in eine konstitutionelle verwandelten Syphilis sind? Doch gehen wir, um in der Sache klar zu sehen und uns vor der Spezifizität oder Nicht-Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses endgiltig zu überzeugen, zur Betrachtung anderer syphilitischer Krankheitsformen über. Man hat den syphilitischen Geschwüren alle charakteristischen Merkmale abgesprochen und sie in die Kategorie einfacher Geschwüre verwiesen. Nur die voreingenommenste Sistemsucht oder die über die Dinge leichtsinnig hinfahrende Oberflächlichkeit kann so sprechen. Die ausgebildeten und in ihrem Grundcharakter weder durch irgend ein Heilverfahren noch durch irgend eine Complikation wesentlich modifizirten syphilitischen Geschwüre bieten vielmehr, wie auch der für die nichtmerkurielle Behandlung der Syphilis so sehr eingenommene Vonorden *) zugibt, so viel Eigenthümliches dar, daß es gar nicht möglich ist sie zu verkennen, selbst dann nicht, wenn alle andern diagnostischen Kennzeichen, z. B. Tripper und Bubo, fehlen und der Kranke die Ansteckung durch unreinen Beischlaf hartnäckig läugnet. Die syphilitischen Geschwüre haben 1) einen speckigen U i b e r z u g, nicht, wie es fast in allen neuern Abhandlungen über diesen Gegenstand und auch bei Vonorden (a. a. O.) heißt, einen speckigen G r u n d; denn man wische nur jenen Uiberzug weg, und man wird sehen, daß der Grund hochroth ist. Schon der scharfsichtige Boerhaave hat sich hierinfalls keiner Täuschung hingegeben. Fundus ulceris venerei, sagt er, (Prael. acad. de Lue Vener. Lugd. Bat. 1762, pag. 74), semper ruberrimus, non exesus, non foedatus unquam: quia omnia, Musculum cuti subjacentem investientia, exedit, musculum vero integerrimum naturali suo colore relinquit, et ubi hoc est, semper scitis esse Luem Veneream, und erzählt dann von einem Mann, dessen Schenkel vom Knie bis zur Ferse von einem syphilitischen Geschwür ganz abgefressen war, die darunter liegenden Muskeln waren aber lebhaft roth, obwohl das Uibel schon Jahrelang angedauert hatte. Eben dieser hochrothe Grund unterscheidet auch die syphilitischen Geschwüre von den merkuriellen Geschwüren, denn bei diesen letztern ist der Grund bläulichgrau, angefeuchtetem Löschpapier ähnlich, und nicht selten fließt etwas schlechtbeschaffenes skorbutartiges Blut hervor. 2) Die syphilitischen Geschwüre sind von Gestalt rund und haben einen wulstigen harten Rand; die merkuriellen Geschwüre sind nie rund und ermangeln eines Randes. Bei den Syphilidologen des sechszehnten Jahrhunderts finden wir diese Eigenschaft ganz besonders hervorgehoben, ein Beweis mehr, daß sie unserer Beachtung sehr würdig und für die syphilitischen Geschwüre charakteristisch ist. Nikolaus Massa (De morb. Neapol. Cap. V. pag. 113) nennt die syphilitischen Geschwüre ulcera cum duritie labiorum, und Johann de Vigo (Chir. Lib. V. fol. 180) spricht von pustulis cum callositate circumdante. 3) Die syphilitischen Geschwüre secerniren einen gelbgrünlichen Eiter, der einen mit Worten nicht zu beschreibenden Geruch verbreitet, wie er bei keinem andern Sekret vorkommt. Es ist dies eine von Jedermann leicht zu machende Erfahrung, die uns in unserer oben angeführten Ansicht von einer durch den syphilitischen Krankheitsprozeß in der Blutmasse und den von ihr abhängigen Bildungsvorgängen bewirkten Veränderung nur noch bestärkt, mit welcher Ansicht übrigens Boerhaave übereinstimmt, indem er (l. c. pag. 314) sagt: Invisibilia contagii semina, per meatus insensibiles admissa in venas, cacochymiam excitant, scilicet degenerationem humorum a statu sano. 4) Die syphilitischen Geschwüre sind schmerzhaft, aber freilich nicht immer in gleichem Grade, weil das individuelle Receptivitätsverhältniß das Mehr oder Weniger der Schmerzhaftigkeit bedingt; und rings um dieselben zeigt sich eine Röthe, die mit der Kupferröthe die größte Analogie hat (worauf ein besonderes Gewicht zu legen, denn die reine einfache Entzündung ist purpurroth, die skorbutische dunkelroth, die skrophulöse violettroth. Sogar die syphilitische Entzündungsgeschwulst hat etwas Eigenthümliches. Sie ist nie so bedeutend wie andere Entzündungsgeschwülste, besonders die skrophulöse, was auch nicht ohne diagnostischen Werth sein dürfte).

Wenn die Antimerkurialisten das Entstehen syphilitischer Halsgeschwüre aus dem bloßen Consens zwischen den Geschlechtstheilen und Halstheilen erklären zu können glauben, so klingt das, gelinde gesagt, sonderbar; denn wäre dem wirklich so, so müßten die syphilitischen Halsgeschwüre gleichzeitig mit einem Tripper oder Bubo entstehen. Es ist aber hinlänglich bekannt, daß die genannten Geschwüre nur erst dann zum Vorschein kommen, wenn die primären syphilitischen Affektionen längst verschwunden sind. Und wie wollen die Antimerkurialisten die Verheerungen erklären, welche die tertiäre Syphilis, auch

*) Die Syphilis u. s. w. Berl. 1834, 8. S. 237, 350; dann in Rust's Hdb. der Chir. XVII, 108 flg.

wenn kein Gran Quecksilber genommen worden, in Sistemen anrichtet, die mit den Geschlechtstheilen durchaus nicht in so eng verwandtschaftlichem Zusammenhange stehen, wie die Schleimhautpartie des Rachens, z. B. im fibrösen Sistem, im Knochen- und Nervensistem? Wie wollen sie die Erscheinung erklären, daß bei einer durch bloßen Exceß im Liebesgenuß oder durch eine anderartige Uiberreizung entstandene Gonorrhoe die Halsregion völlig unbetheiligt bleibt? Man vergesse doch nicht, daß auch andere Contagien, namentlich das Scharlachcontagium und das Wuthcontagium, eine ganz besondere Tendenz haben, die Rachen- und Schlundgegend zu afficiren. Warum nicht auch das syphilitische?

Man hat von antimerkurialistischer Seite ferner behauptet, daß die Knochenleiden, welche die Merkurialisten syphilitische Knochenleiden nennen, gar keine syphilitischen sind, indem sie durchaus nichts charakteristisch-Syphilitisches an sich tragen, sondern einzig und allein vom Gebrauche (sic) des Quecksilbers abstammen. Man hat bei dieser Gelegenheit einige spöttische Seitenblicke auf die pathologische Anatomie geworfen und sie aufgefordert, Thatsachen anzugeben, aus denen sich mit Bestimmtheit schließen läßt, daß ein Knochenleiden syphilitischen und keines andern Ursprungs ist. Allerdings ist die pathologische Anatomie eine verhältnißmäßig noch zu junge Wissenschaft und das, was z. B. Virchow in dieser Beziehung mittheilt, mag zur Zeit noch von sehr untergeordneter Bedeutung sein; aber so viel ist gewiß, und kein Praktiker mit gesunden Sinnen, und, was die Hauptsache ist, von wahrheitsliebendem Charakter wird jemals läugnen wollen oder läugnen können, daß die merkuriellen Knochenschmerzen reißend (weil sie im Periost ihren Sitz haben), die syphilitischen dagegen in der Tiefe bohrend sind (weil sie von der Medullarhaut ausgehen); die ersteren wandern gleich allen rheumatischen Affektionen von Ort zu Ort, und occupiren bald den Schädel und das Gesicht, bald die Zähne, bald die Gelenke, die letzteren haften fortwährend an einem und demselben Orte; jene setzen bei heiterem und trockenem Wetter oft Wochenlang aus, diese werden des Morgens gelinder, kehren aber regelmäßig zur Nachtzeit mit erneuerter Heftigkeit zurück, gleichviel ob das Wetter heiter oder trüb, trocken oder feucht, warm oder kalt ist: Beweise genug, daß die syphilitischen Knochenleiden und die merkuriellen Knochenleiden von einander wesentlich differiren. Wir stellen aber entschieden in Abrede, daß der Merkur an und für sich Knochenleiden erzeugen kann, ohne daß Syphilis im Spiele wäre, und werden diese Ansicht weiter unten ausführlicher zu begründen suchen. Die Wiener Aerzte — und das wolle besonders der „Abtheilungsvorstand im Krankenhause Wieden“ geneigtest beherzigen — haben übrigens in ihrer nächsten Nähe ein treffliches Mittel, um sich in Bälde davon zu überzeugen, ob ein im Knochen- oder in einem andern Sisteme seinen Sitz habendes Leiden syphilitischen oder merkuriellen Ursprungs ist. Sie brauchen nur ihre Patienten nach den Thermen von Baden bei Wien zu schicken und daselbst einige Bäder nehmen zu lassen; die Zweifel über die Reste der Syphilis oder die Folgen des Quecksilbermißbrauches werden hier bald gelöst. Ist das Leiden syphilitisch, wird es durch den Gebrauch der Schwefelbäder verschlimmert, ist es merkuriell, so wird es durch eben diese Bäder gebessert; weil der Schwefel, ein Antidot des Quecksilbers, die se- und exkretionellen Organe aufschließt und die Ausscheidungen besonders durch die äußere Haut und die Schleimhäute begünstiget, während er gegen die Syphilis durchaus nichts vermag, eben weil er kein spezifisches Mittel gegen die Syphilis ist.

XXXV.

Fortsetzung.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß schon dieses Wenige geeignet ist, der Lehre von der Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses unter unbefangenen Denkern Anhänger und Freunde zu erwerben. Wir wollen uns indeß damit nicht begnügen, sondern das, was sich weiter darüber sagen läßt, in folgende Punkte zusammenfassen:

1) Die Syphilis ist keine Krankheit, die aus der Beschränktheit der menschlichen Organisation hervorgeht, wie z. B. die Rippenfell- oder die Lungenentzündung. Auch diese letztgenannten Krankheiten entstehen freilich nicht „spontan“, und man sollte sich dieses Ausdruckes überhaupt gar nicht bedienen. Es gibt keine Spontaneität in der Natur. Alles hat seine Ursache. Aber die Ursachen, welche eine Rippenfell- oder eine Lungenentzündung erzeugen, sind weitaus verschieden von der Ursache, welche die Syphilis erzeugt. Jeder Mensch, mag er sein welcher er wolle, wird sich, um bei den einmal angenommenen Beispielen zu bleiben, eine Rippenfell- oder eine Lungenentzündnng zuziehen, wenn er sich einer je nach seiner individuellen Anlage mehr oder minder bedeutenden Erkältung aussetzt, oder einen mehr oder minder bedeutenden Mißbrauch von Spirituosen macht; weil jeder Mensch ohne Ausnahme ein Rippenfell und Lungen von solcher Beschaffenheit besitzt, daß die genannten schädlichen Einflüsse zunächst eine Hyperämie, sodann eine Stase mit allen ihren Consequenzen hervorbringen müssen. Ganz anders bei der Syphilis, falls man diesen Begriff streng ins Auge faßt und nicht etwa einen durch den Genuß eines allzusauren Bieres entstandenen Reizungszustand der Harnröhreschleimhaut und dessen Symptom, den Harnröhrenausfluß, sogleich

für Syphilis ansieht. Es ist kein beglaubigtes Beispiel bekannt, daß ein enthaltsam oder auch nur ein in keuscher Ehe lebendes Individuum jemals syphilitisch geworden wäre. Ja selbst die Ausschreitungen im normalen Genuße der Geschlechtsliebe haben niemals ein Rachengeschwür, einen Hautausschlag, eine Knochengeschwulst zur Folge gehabt: sonst müßte manches unbesonnene junge Ehepaar sein Unmaß in den „Flitterwochen" auf solche Weise schon gebüßt haben und noch büßen. Einen durch einen heftigen Liebeskampf (strenuum Veneris certamen nennt ihn Boerhaave) entstandenen inflammatorischen Zustand an den männlichen oder weiblichen Geschlechtstheilen, die allenfalls daraus entspringende Suppuration, eine Zerreißung kleiner Gefäße mit Bluterguß (Zufälle, welche allerdings vorkommen können und auch schon vorgekommen sind) wird man doch wohl nicht Syphilis nennen wollen. Das wäre gegen alle gesunde Theorie und Erfahrung, ja gegen allen gesunden Menschenverstand. Noch mehr. Sogar jene schändlichen Entartungen eines krankhaft aufgeregten Geschlechtstriebes, welche in Asien, diesem Geburtslande menschlicher Albernheiten und Excentricitäten, entstanden, sich mit beklagenswerther Rapidität nach Syrien, Egypten, Phönicien, Griechenland, Lesbos und Italien verpflanzten, und für welche die deutsche Sprache, dem Himmel sei Dank! keine bezeichnenden Worte hat (die Päderastie, Sodomie, das irrumare, fellare, cunnilingere), brachten, so sehr man sich auch bemüht hat, das Gegentheil nachzuweisen, doch niemals wahrhaft syphilitische Affektionen, sondern nur, wie das nicht anders sein kann, einfache Geschwüre am After, Excrescenzen daselbst (fici, mariscae), Anginen mit ihren Folgen, Stomatalgie, Glossalgie, Odontalgie, und Veränderungen in der Stimme und Sprache hervor.

Das syphilitische Leiden, welches diesen Namen wirklich verdienen soll, entsteht immer und überall nur durch ein Contagium, und die Fälle, wo bei fehlender Anlage das syphilitische Contagium entweder gar nicht aufgenommen oder, wenngleich aufgenommen, vielleicht assimilirt worden ist und deshalb seine Wirkungen nicht äußert, sind verhältnißmäßig selten. Wohl aber ist es eine bekannte Thatsache, daß das aufgenommene syphilitische Contagium bei verschiedenen Individuen auf verschiedene Weise sich manifestiren und bei dem Einen einen Tripper, bei dem Andern einen Schanker, bei dem Dritten einen Bubo, bei dem Vierten (ausnahmsweise sogleich) sekundäre und tertiäre syphilitische Symptome hervorbringen kann. Und das darf uns nicht Wunder nehmen, da ja auch bei andern Contagionen Analoges wahrgenommen wird. Das Scharlachcontagium z. B. wird zwar immer Scharlachkrankheit hervorbringen, aber in dem einen Falle fehlt das begleitende Fieber mit seinen Besorgniß erregenden Erscheinungen beinahe ganz *), in dem andern trägt es den entzündlichen, in dem dritten den nervösen, in dem vierten den putriden Charakter. Denn das Contagium ist nur der Samen; der Boden aber, auf den dieser fällt, ist ein verschiedener und wird folglich eine zwar ähnliche, aber niemals eine ganz gleiche Frucht tragen.

2) Aber auch zugegeben, nicht zugestanden, die Syphilis könne selbst heutzutage noch „spontan" entstehen (einmal muß sie wohl spontan entstanden sein), so beweist dies gar nichts weder gegen ihre Contagiosität noch gegen die Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses. Denn es gibt Krankheiten, die in ihrem Verlaufe einen Ansteckungsstoff entwickeln, ohne daß sie selbst durch Ansteckung entstanden wären. Am auffallendsten und vielleicht am häufigsten ist dies beim ansteckenden Typhus der Fall. Ich hatte im Jahre 1848 einen Tuchmacher zu behandeln, der niedergedrückt von Sorgen aller Art, mit seiner Gattin in nicht sehr friedlicher Ehe lebend, ebenerdig wohnend, und kaum das Nothdürftigste sich gönnend, bei feuchtem regnerischen Wetter eine Geschäftsreise zu Fuß in benachbarte Ortschaften unternommen hatte, um Geld einzukassiren. Er fand sich in seinen Hoffnnngen getäuscht; denn er ward von seinen Geschäftsfreunden abermals auf die Zukunft vertröstet. Vielleicht mochten auch die damaligen politischen Wirren ungünstig auf ihn gewirkt haben. Bei seiner Nachhausekunft wurde er von einem ansteckenden Typhus höchsten Grades ergriffen, ohne daß nachweisbar gewesen wäre, daß er mit irgend einem an Typhus Leidenden zusammengetroffen sei, ja ohne daß in Olmütz oder in den Gegenden, durch welche er gereist war, irgend ein Typhusfall gleichzeitig vorgekommen. Die Annalen der medicinischen Casuistik sind reich an ähnlichen Beispielen. Die Syphilis kann demnach, auch wenn sie durch den Zusammenfluß begünstigender Momente „spontan" entstände, gleichwohl einen Ansteckungsstoff mit allen einem solchen Stoff anhaftenden Attributen erzeugen, und die daraus entspringende Krankheit braucht an ihrer Besonderheit und Eigenthümlichkeit durch jenen Umstand ganz und gar nichts einzubüßen.

---

*) Ich beobachtete einen solchen Fall vor mehreren Jahren. Ein Knabe von ungefähr 12 Jahren, Gymnasiast, bekam zu einer Zeit, wo mehrere Kinder in Olmütz und der Umgegend gleichzeitig am Scharlach darniederlagen, leichte Schlingbeschwerden. Nur an den Handtellern war eine geringe Röthe bemerkbar; sonst war an der Haut nichts Auffallendes zu sehen. Der Knabe war lustig und munter, er hatte Appetit und Schlaf; vom Fieber keine Spur. Ich ließ ihn dessenungeachtet von den übrigen kleinen Hausgenossen isoliren, verordnete eine strengere Diät und ließ ihn etwas Eibischdekokt mit Mandelmilch nehmen. Am Ende der dritten Woche trat eine so starke Abschuppung ein, daß der Epidermidalüberzug in ganzen Futteral- oder Handschuhähnlichen Stücken abging.

Man wird bemerken, daß wir uns immer des Ausdruckes „syphilitisches Contagium“ und nicht des von den Syphilidologen alter und neuer Zeit fast durchgehends beliebten Ausdruckes „syphilitisches Gift, syphilitisches Virus“ bedienen. Wir thun dies mit Absicht. Ein Gift ist immer etwas Wägbares und Meßbares, etwas Stoffliches, das von unkundiger oder böswilliger Hand gereicht schon in kleinster Gabe die Gesundheit, ja das Leben bedroht. Ein Contagium ist nicht wägbar und nicht meßbar; wie wäre es sonst möglich, daß schon ein Atom eines von einem wirklich wüthenden Hunde herrührenden Speichels oder einer gut qualificirten Kuhpockenlymphe die fürchterlichste Wuthkrankheit und die exquisiteste Kuhpocke zu erzeugen im Stande sind? So wie aber der Speichel, die Lymphe, nur die körperlichen Hüllen sind, in welchen sich das Contagium verbirgt, so ist auch der Schankereiter nur das Vehikel des syphilitischen Contagiums, nicht das syphilitische Contagium selbst. Daher kommt es auch, daß die Chemie vergebens sich bemüht und wohl in alle Zukunft bemühen wird, die Contagien aus der Blutmasse sichtlich herauszudestilliren und demonstriren; denn ein Unwägbares und Unmeßbares wird sich den gröberen Hilfsmitteln, mit denen die Chemie operirt, immer und ewig entziehen. „Es gibt eben Dinge unter der Sonne, von denen sich die Filosofen nichts träumen lassen.“ Schon dem vortrefflichen Boerhaave entging dieser höchst wichtige Unterschied zwischen Virus und Contagium nicht, indem er (a. a. O. pag. 30) sagt: Ergo non cogitandum. quod id quod videmus in tabo sit illud venenum: nam hoc cutis excludit, sed in hac maxime haeret tenuissimum illud volatile, quod se potest insinuare et totum corpus pervadere, und als Beleg dafür theilt er einen merkwürdigen Fall aus seiner Praxis mit. Zwei niederländische Grafen schliefen beisammen in einem Bette. Der eine von ihnen war syphilitisch, der andere gesund. Der Gesunde bekam an derjenigen Seite des Körpers, mit welcher er sich während des Schlafes an den Rücken des Kranken lehnte, die bösartigsten Geschwüre. Boerhaave zieht daraus den Schluß, das syphilitische Contagium sei von so außerordentlicher Feinheit, daß es die Cutis durchdringt und daselbst Geschwüre erzeugt. Aehnliche Beobachtungen finden sich bei den Syphilographen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts in Menge. Wenn dergleichen heute selten oder nie mehr vorkommt, so liegt der Grund einestheils darin, daß man nach mehrhundertjähriger Erfahrung in diesem Punkte vorsichtiger und sachkundiger, anderntheils darin, daß die Syphilis eben durch unsere größere Kenntniß auf diesem Gebiete milder geworden; die Fähigkeit des Organismus, durch Küsse, Geschirre, Tabakspfeifen, Bett- und Körperwäsche, Berührung u. s. w. syphilitisch inficirt zu werden, besteht heute so wie vor vierthalbhundert Jahren.

3) Die Syphilis ist inoculabel, wie die Pocken. Schon die längst bekannte Erfahrung, daß Aerzte, Geburtshelfer oder Hebammen sich zufällig die Syphilis eingeimpft haben, mußte nothwendigerweise auf den Gedanken einer zu wissenschaftlichen Zwecken absichtlich zu bewerkstelligenden Inoculation der Syphilis führen. Die französischen Aerzte der Neuzeit können indeß, wie von mancher Seite geglaubt zu werden scheint, als die ersten Erfinder der Methode, die Syphilis zu inoculiren, nicht angesehen werden. Denn nicht nur daß John Hunter in seiner berühmten Schrift On the venereal disease, Lond. 1786, mehrfache gut angestellte, wenn auch nicht immer gut gedeutete Versuche dieser Art, zu welchen ihm vielleicht die von ihm gemachte Beobachtung, daß syphilitische Eruptionen auf die künstliche Einsetzung von Menschenzähnen sich entwickelten, den Impuls gab, bekannt machte (Hunter erzeugte unter Anderm mit dem Tripperstoff eines Kranken an ebendemselben Kranken einen charakteristischen Schanker mit allen seinen Folgen, nämlich Rachengeschwüren, Knochenaffektionen u. s. f., was wir die Antimerkurialisten berücksichtigen zu wollen geziemend bitten): noch viel früher (1762) findet sich bei Boerhaave (a. a. O. pag. 29) eine Stelle, welche deutlich darauf hinweist, daß der große Mann den Gedanken an eine absichtliche Inoculation des syphilitischen Eiters gefaßt, aber vermuthlich aus Scheu vor diesem nicht sehr humanen Verfahren nicht ausgeführt hat. Die Stelle, welche für unser Thema auch sonst wichtig ist und die Uibereinstimmung der Boerhaave'schen mit den Hunter'schen Ansichten und Erfahrungen auf merkwürdige Weise darthut, lautet: Sic si ulcera non curentur totum corpus inficiunt, et *si illorum sanies sumatur et sano cuidam corpori applicetur*, semper illud infestat, haec infectio omnia corrumpit, imo ossa, cartilagines et viscera afficit, imo durissimum cranii et femoris os in talem materiam mutat, ut instar carbonis exstincti friabilia reddantur. Aber allerdings gebührt Ricord das unbestreitbare Verdienst, von der Zeit des Antrittes seines Amtes als Leiter des Hospitals für Venerische zu Paris im Jahre 1830 bis auf unsere Zeit herab eine große Reihe der umfassendsten, belehrendsten und entscheidendsten Experimente in dieser Beziehung angestellt zu haben, Versuche, die er in seinen Recherches critiques et experimentales sur l'inoculation appliquée à l'etude des Maladies Vénériennes. Par. 1839, dem ärztlichen Publikum zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt hat.

Bringt man das contagiöse Sekret eines s. g. Hunter'schen Schankers von bedeutenderem Umfange, der noch keine Granulation, am allerwenigsten in der Mitte, angesetzt hat (diesen Punkt halten wir für sehr wichtig, denn nur ein solches Geschwür eignet sich für das Experiment; es kann ein syphilitisches Geschwür an der Peripherie zu vernarben angefangen haben und in der Mitte doch noch impfbar bleiben), mittelst der Lanzette an irgend einer Körperstelle, am besten an der innern

Seite des Oberschenkels, unter die Oberhaut, so gewahrt man 24 Stunden nach geschehener Einimpfung, daß die inoculirte Stelle mit einem rothen Hofe von etwa $\frac{2}{3}$ Zoll im Durchmesser sich umgeben hat, in dessen Mitte ein mit einer blaßgelben Materie gefülltes Bläschen sitzt, das ungefähr $\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser hat; den folgenden Tag vergrößert sich der Hof, während zugleich das Bläschen immer mehr einen pustulösen Charakter annimmt, in der Mitte einen Eindruck bekommt, und so das Ansehen einer Blatterpustel gewinnt; dann aber schwindet der Hof allmälig und die Pustel bedeckt sich mit einer rothbraunen Kruste; endlich wird die Kruste von selbst abgestoßen, und es zeigt sich ein Geschwür, vollkommen rund an Gestalt, mit speckigem Uiberzug und hartem gezacktem wie mit einem scharfen Stempel gemachten Rande. Der ganze Verlauf kann, wenn nicht Heilung erfolgt, viele Monate dauern. Wir haben wohl nicht nöthig besonders hervorzuheben, daß man durch den gewöhnlich mit Blut gefüllten dünnen Eiter, welchen das Inoculationsgeschwür liefert, wieder unzählige andere Geschwüre gleichen Charakters auf dem Wege weiterer Einimpfung hervorbringen kann, gerade so wie mit der Kuhpockenlymphe Eines Kindes Hunderte von Kindern weiter geimpft werden können, wie denn überhaupt der ganze Vorgang mit dem Vorgange bei der Kuhpockenimpfung die größte Aehnlichkeit hat. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die von J. F. H. Albers [1]) gemachte ebenso interessante als von den Impfärzten wohl zu beachtende Erfahrung, daß Kinder, welche mit einer von syphilitischen Kindern entnommenen Kuhpockenlymphe geimpft wurden, nicht nur Pocken, welche sich allmälig in syphilitische Geschwüre verwandelten, sondern auch Hauteruptionen bekamen, welche ganz so aussahen, wie die bei syphilitischen Kindern vorkommenden papulösen und pustulösen Exantheme. *Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man mit dem Eiter aus einem einfachen Geschwüre von einem nichtsyphilitischen Subjekte, sei es an demselben Kranken, sei es an einem Gesunden, die Impfung vornimmt.* Hier sind die Impfstellen schon nach wenigen Tagen kaum mehr zu sehen; von einem Geschwüre nicht die allerleiseste Spur; nichts als ein unbedeutender Schorf, wie er sich nach einer kleinen Stichwunde einzustellen pflegt, ist zu bemerken. Wer hierin nicht die Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses erkennt, mit dem ist nicht weiter zu rechten; er ist unzugänglich für die Wahrheit. Nicht einmal die Wärme oder die Vitalität kommen dabei ins Spiel, denn Ricord hat mit einem wochenlang in gläsernen Gefäßen aufbewahrt gewesenen syphilitischen Eiter Inoculationsversuche gemacht; der Erfolg war genau derselbe, wie wenn der Eiter erst vor Kurzem von einem syphilitischen Individuum unmittelbar entnommen worden wäre. Bei Thieren, z. B. Hunden, gelingt der Inoculationsversuch mit Schankereiter nicht, was auch Cullerier und Ratier [2]) dagegen sagen mögen; ein Beweis, daß nur der Mensch für das syphilitische Contagium Empfänglichkeit besitzt.

In Fällen, wo die Diagnose unsicher und zweifelhaft ist — und daß, wenngleich selten, solche Fälle vorkommen, wird kein Praktiker in Abrede stellen wollen, — mag die Inoculation immerhin ein brauchbares Mittel sein, um die syphilitische Natur des impfbaren Stoffes zu beweisen, obwohl daraus, daß ein Inoculationsversuch etwa mißlang, keineswegs sich schließen läßt, ein Uibel sei nicht syphilitisch und nicht contagiös gewesen. Denn die Inoculation mit den secretionellen Produkten der secundären und tertiären Syphilis liefert nach Ricord zwar ein negatives Resultat, und dennoch trägt diese Krankheit ebensowohl ihren spezifischen Charakter, wie sie von einem auf das andere Individuum durch den Coitus übertragbar ist [3]). Aber noch gar Vieles läßt sich aus den Inoculationsversuchen mit Schankereiter lernen. Sie haben bewiesen, daß bei der Erzeugung primär-syphilitischer Affektionen der unmittelbare Contakt gesunder Körperstellen mit dem contagiösen Sekret die Haupt-, ja die einzige Rolle spiele, und dazu die geschlechtliche Aufregung, der s. g. Orgasmus oder Oestrus Venereus, oder eine einfache Reizung weder nothwendig sei noch hinreiche, wie die Antimerkurialisten behaupten; sie haben bewiesen, daß eine Resorption des mit dem syphilitischen Contagium imprägnirten Fluidums stattfinde, weil nur erst dann, wenn dieses Fluidum von den Lymphgefäßen der von der Epidermis entblößten Cutis aufgenommen worden ist, die Infektion erfolgt; sie haben bewiesen, daß nach geschehener Ansteckung Erscheinungen hervortreten, die eben so constant wie regelmäßig sind und daher auf

---

[1]) Erkenntn. und Kur syphil. Hautkhh. Bonn 1832, S. 16.

[2]) Dict. des Scienc. med. Vol. XV. Artikel Inoculation.

[3]) Bekanntlich hat jedoch Waller in Prag vor ungefähr zehn Jahren die Inoculationsfähigkeit auch der secundären und tertiären Syphilis dadurch bewiesen, daß er noch nie syphilitisch gewesenen, und nie mit Quecksilber behandelten jungen Individuen das Secret secundärer Geschwüre und breiter Kondylome, ja selbst das Blut secundär Syphilitischer mit Erfolg einimpfte. Allein ohne das gewiß nicht geringe Verdienst des würdigen Waller irgendwie schmälern zu wollen, muß doch bemerkt werden, daß schon viele Jahre früher (1842) Albers in Bonn (Allg. Path. II, 417) behauptet hatte, „die ansteckende Kraft der secundären syphilitischen Geschwüre sei nicht in Abrede zu stellen."

ein zum Grunde liegendes unabänderliches Naturgesetz schließen lassen; sie haben endlich, so scheint es uns wenigstens, bewiesen, daß der Tripperstoff und der Schankereiter identisch oder doch nicht sehr von einander verschieden sind, indem der Tripperstoff einen Schanker, der Schankereiter einen Tripper zu erzeugen im Stande ist. Scheint doch selbst der Bubo weiter nichts zu sein, als ein, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, in eine Drüse oder einen Lymphkanal eingewickelter innerer Schanker! Man braucht aber, um die Ansteckungsfähigkeit syphilitischer Secrete zu beweisen, nicht einmal zur geflissentlichen Inoculation seine Zuflucht zu nehmen, denn es ist bekannt, daß Syphilitische sich selbst weiter anstecken können. Ein solcher Kranker braucht z. B. mit seinem von syphilitischem Eiter beschmutzten Finger unvorsichtiger Weise nur seine Nase oder sein Auge zu berühren, und es entstehen hier unzweifelhaft syphilitische Geschwüre. Boerhaave (a. a. O. pag. 56) führt mehrere solche Fälle aus seiner Praxis an, und jedem Praktiker wird ein oder das andere Beispiel schon vorgekommen sein.

4) Die Syphilis ist aber nicht nur contagiös und inoculabel, sondern sie ist auch häreditär, d. h. sie ist entweder vom Vater oder von der Mutter oder von beiden Zeugenden zugleich (meist vom Vater) schon während des Zeugungsaktes oder während der Entwicklung des Kindes im Mutterleibe auf dieses übertragbar, so daß das neugeborne Kind, auch wenn es durch ganz gesunde Geschlechtstheile der Mutter gegangen und nicht anderweitig nach der Geburt angesteckt worden ist, dennoch früher oder später mit syphilitischen Symptomen behaftet sich darstellt. Einen schlagendern Beweis für die Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses gibt es nicht, wenn man die Inoculation ausnimmt. Denn wer hätte jemals von einer einfachen Irritation gehört, welche von den Eltern auf das Kind übertragbar gewesen wäre? Hat schon einmal ein an einem Panaritium leidender Mann, der einen fruchtbaren Beischlaf ausübte, Anlaß gegeben zur Erzeugung eines mit einem Panaritium auf die Welt kommenden Kindes? Es ist kaum zu begreifen, wie so viele neuere Aerzte noch immer gegen eine Behauptung sich sträuben, die durch unwiderlegbare Thatsachen über allen Zweifel erhaben sich herausgestellt hat. Schon die ältesten Syphilidologen waren von der Uiberzeugung durchdrungen, die Syphilis sei erblich. Nikolaus Massa drückt sich hierüber zwar nicht mit wünschenswerther Deutlichkeit aus, wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird dessen Meinung unschwer herausfinden. Massa sagt (a. a. O. pag. 105): Tres hoc animo curavi pueros, unum aetate trium annorum: isti non sumpserunt lac infectum, neque coiverunt, cum non sint potentes ad coitum (und dennoch waren sie syphilitisch afficirt). Dico ergo, quod ut in aliis evenit aegritudinibus contagiosis, aliquando fit ista aegritudo (die Syphilis) a b i n t r i n s e c a a l t e r a t i o n e. Diese intrinseca alteratio kann doch wohl nichts Anderes bedeuten, als jene eigenthümliche Veränderung in der Blutmasse, welche dadurch entstand, daß dem Keime von den zeugenden Eltern schon während des Zeugungsaktes das syphilitische Agens mitgetheilt worden ist. Weit entschiedener äußert sich über diesen Punkt, wie wir zum Theil schon angedeutet haben, der stets richtig und klar denkende, aber stets unklar sprechende Paracelsus, der wohl einer der frühesten, wenn nicht geradezu der früheste ärztliche Schriftsteller jener Zeit war, der die Erblichkeit der Syphilis erkannte und genügend würdigte. Bei ihm heißt es (Von den Frantzosen Buch III. Kap. VIII. S. 144 Straßb. Ausg.). „Also merckt, zum dritten, von denen, so von der Geburt die Frantzosen erben, als die Kinder, so unschuldig seind, von diesem Gifft nit mögen erhalten werden . . . Als wann man ein Pfersichbaum pflantzet auf ein Weidenstock, so wirdt der Baum ein Pfersichbaum und kein Weiden. Also verkehrt sich die Natur in ein anderes Wesen, in erbschafft. Aber die Frantzosen werden gepflantzt auff ein gesunden Baum, und wirdt ein böser Baum darauß.“ Und noch düsterer sind die Farben des Gemäldes, welches Fernel entwirft. Qui expertes mali (gallici) prorsusque expeditos se putant, sagt er (a. a. O. pag. 228), alios, cum quibus concubuerint, contaminant prolemque gignunt ea lue conspersam, indicium profecto tum temporis mali fermentum in venis in ipsisque partibus reservari, ut dicere solent, in ipsis quasi medullis latere. Von den Stimmberechtigten aus neuerer Zeit nennen wir den erfahrenen Swediaur*) vorzüglich deshalb, weil er die Erblichkeit und Verlarvung der Syphilis zwar behauptet, aber zu den entschiedensten Vertheidigern dieses Lehrsatzes doch wohl nicht gezählt werden kann. Die Fälle, die er anführt, lassen jedoch keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Syphilis erblich ist. Der merkwürdigste Fall ist der, wo ein Dragoner, der an einem syphilitischen Rachengeschwür litt, ein Kind zeugte, das bald nach seiner Geburt gleichfalls von einem syphilitischen Rachengeschwür genau an derselben Stelle wie jenes, das der Vater hatte, befallen wurde. Wende man nicht ein, der von der Mutter während ihrer Schwangerschaft gebrauchte Merkur könne möglicherweise die sogenannten pseudosyphilitischen Formen bei dem Kinde hervorgebracht haben. Es fehlt auch an solchen Beispielen nicht, wo die völlig gesunde Mutter während ihrer ganzen Schwangerschaft nicht Ein Atom Quecksilber gebraucht hatte, und das Kind dennoch mit ausgesprochensten zahlreichen syphilitischen Symptomen behaftet auf die Welt kam. Ein Beispiel dieser Art findet sich bei Siebold (Journ. f. Geburtsh., Frauenz.- und Kinder-Krankheiten X, 549). Ein Mann hatte sich auf einer Reise einen Schanker zugezogen, der einer durch

---

*) Traité complet sur les Symptomes, les effets, la nature et le traitement des Maladies syphilit. Par. 2 Voll. 1798, 1801, 1809, 1817.

einen sehr mäßigen Quecksilbergebrauch herbeigeführten Salivation schon binnen 14 Tagen gewichen war. Zugleich anwesende nächtliche Schmerzen in den Röhrenknochen sowie kupferrothe Flecke auf Stirn, Brust und Füßen beachtete er nicht, wahrscheinlich weil er sich dieselben außer Zusammenhang mit dem Geschwür an dem Penis und von einer ganz andern Ursache, als der Syphilis, abstammend dachte. Bald darauf zeugte er ein Kind, das, obwohl von einer völlig gesunden Mutter geboren, allenthalben mit braunrothen Flecken und stellenweise, namentlich an den Genitalien, sogar mit Schanker bedeckt war. Vater und Kind wurden durch eine je nach der Individualität zweckmäßig eingeleitete Merkurialkur, letzteres freilich erst nach langer Zeit, hergestellt; die Mutter blieb gesund, obgleich sie das angesteckte Kind selbst tränkte. Fälle, wo die Syphilis von dem Vater auf die Mutter, von der Mutter auf das Kind, von dem Kinde auf die Amme, und von der Amme auf ihr eigenes Kind, das sie an der Brust hatte, überging, sind auch schon vorgekommen, wie der Lyoner Arzt Bottex erzählt (Rapport a la societé médicale de Lyon le 16. Nov. 1835 par Mr. Bottex). Ich selbst hatte vor mehreren Jahren einen Knaben vom Lande, Schüler der fünften Gymnasialklasse in Olmütz, zu behandeln, der von seiner frühesten Kindheit bis in sein fünfzehntes Lebensjahr unausgesetzt an einer Tinea des fast unbehaart gebliebenen Kopfes litt, was unstreitig als Nachwehe väterlicher Fehltritte angesehen werden mußte. Denn der Vater, ein wohlhabender Mann in günstiger äußerer Stellung, hatte als junger Mann etwas flott gelebt, und schien selbst in reiferen Jahren den Cultus der beiden Gottheiten Bacchus und Aphrodite nicht ganz aufgegeben zu haben. Man befragte wegen jenes Kopfübels zu verschiedenen Zeiten mehrere Landärzte, diese hatten aber nicht den Muth dasselbe anzugreifen, weil, wie sie meinten, durch dessen gänzliche Beseitigung der Knabe schwerhörig werden oder anderweitig verunglücken könne. Nun aber drangen Vater und Sohn darauf, daß eine Kur eingeleitet werde, weil der letztere von Seiten seiner Mitschüler fortwährendem Spott ausgesetzt sei und in Zukunft auch den Umgang mit ander.n Menschen werde meiden müssen, falls nicht Abhilfe geschähe. Ich gestehe, daß ich selbst mit einiger Besorgniß an die Behandlung eines mit dem Organismus der Haut gleichsam schon verwachsenen Leidens ging. Nichtsdestoweniger gelang die Kur, wobei Pillen aus Plummer'schem Pulver in Verbindung mit Quajakharz und Seife, und Seifenbäder die Hauptrolle spielten, freilich erst nach Verlauf von 8 Monaten, vollkommen; so daß der übrigens wohlgestaltete und nicht wenig eitle Knabe zu seiner unaussprechlichen Freude später auch das schönste und reichlichste blonde Haar bekam. Wir wollen uns in eine weitläufige theoretische Erklärung der Sache hier nicht einlassen, da es uns bei dieser Abhandlung hauptsächlich um Fakta zu thun ist. Nur soviel sei bemerkt, daß uns eine solche Erklärung weit ungezwungener und leichter erscheint, wenn man annimmt, das syphilitische Contagium sei direkt in die Blutmasse aufgenommen worden, habe daselbst so wie in den von ihr abhängigen Secretionen, folglich auch in dem Samen, eine qualitative Veränderung bewirkt und so zur Erzeugung der angebornen Syphilis Anlaß gegeben, als wenn man seitens gewisser Antimerkurialisten uns glauben machen will, es gebe keine sekundäre Syphilis, sondern die primär-syphilitischen Affektionen bewirkten eine eigenthümliche Modifikation der Vitalität, aus welcher das, was man sekundäre Syphilis zu nennen beliebt, mit Naturnothwendigkeit hervorgehe. Daß diese „eigenthümliche Modifikation der Vitalität" eine nichtssagende Phrase ist, liegt auf der Hand. Neuerdings wird man fragen müssen: Worin besteht diese eigenthümliche Modifikation, und wodurch ist sie bewirkt worden? Man schiebt auf solche Weise das Problem nur immer weiter hinaus, aber man löst es nicht. Die fast ohne Ausnahme glückliche Behandlung der angebornen Syphilis mittelst Quecksilbers, von welcher die Beobachter mit seltener Einstimmigkeit berichten, liefert übrigens einen glänzenden Beweis von der großen und unvergleichlichen antisyphilitischen Heiltugend dieses so schnöde verläumdeten Mittels; mag nun das Quecksilber dem neugebornen Kinde in Form des Quecksilbermohrs, des Spießglanzmohrs oder des Hahnemann'schen Quecksilberpräparats innerlich, oder mag es äußerlich in Form einer bescheidenen Quecksilberfriktion oder, wie der Engländer Brodie will, durch Umwicklung des Kindes mit einer flanellenen Rollbinde, deren eines Ende mit etwas Merkurialsalbe bestrichen ist, dargereicht werden. Denn wenn schon das Quecksilber dem für alle Einwirkungen der Außenwelt so außerordentlich empfänglichen Organismus des eben auf die Welt gekommenen Kindes nicht nur nicht schadet, sondern wesentlich nützt, ja dessen höchst gefährdetes Leben ganz rettet: wie sollte dasselbe Mittel, zweckmäßig gereicht, dem widerstandskräftigen Organismus des Erwachsenen schaden und nichts als schaden können, falls man den voreiligen Aussagen quecksilberfeindlicher Schriftsteller unbedingt Glauben schenken wollte? Weiß man nicht, daß ein Mittel ganz anders auf den gesunden, anders auf den kranken Körper wirkt? Hat man vergessen, daß ein Mittel, wenn es nach richtigen Indikationen gegeben wird, nur gegen die Krankheit und nicht gegen den Organismus sich wendet? Sagt ja doch schon der Spanier Almenar in seiner Schrift de Morbo gallico cap. VI.: Aliqua in aegritudine conveniunt, quae in sanitate disconvenirent et traherent corpus ad lapsum praeternaturalem.

5) Das plötzliche Hervorbrechen syphilitischer Krankheitserscheinungen, nachdem die Syphilis bald nur einige Monate, bald einige Jahre im Körper latent gelegen, beweist gleichfalls, daß diese Krankheit keine einfache Irritation, sondern ein spezifischer, durch ein Contagium hervorgerufener Prozeß ist, wie wir dies ja auch bei andern contagiösen Krankheiten, namentlich bei der Hundswuth wahrnehmen. Wäre die Syphilis eine einfache Irritation, so müßte, wie bei allen einfachen Irritationen, die Reihe von Symptomen sogleich oder doch sehr bald, nachdem der veranlassende Reiz eingewirkt hat, sichtbar und fühlbar hervortreten. Auch dieser Umstand war den älteren Syphilidologen nicht unbekannt. Massa drückt sich auch hier wieder

unbestimmt aus, indem er (a. a. O. pag. 118) sagt: Infecti infectione mala, in qua spiritui cordis communicatur infectio, non curantur aut cum maxima difficultate; aber Fracastori sagt (Syph. sive Morb. gall. Lib. I.) ausdrücklich: Scilicet extemplo non sese prodit aperte, ut semel est excepta intus, sed tempore certo delitet et sensim vires per pabula captat; und der grell malende Fernel (a. a. O. pag. 228) geht sogar soweit zu behaupten, daß die Syphilis dreißig Jahre im Körper verborgen schlummern könne, um erst nach dieser enorm langen Zeit jugendlich frisch aufzuerstehen (Tempore siquidem revirescit, recurritque interdum post annum trigesimum, tantoque intervallo mali fomes quasi sepultus delitescit). Wenngleich nun die älteren ärztlichen Schriftsteller sehr wohl wußten, daß es eine mitunter ungewöhnlich lange Schlummerzeit der Syphilis gibt und sie dies auch deutlich genug aussprachen; wenngleich es ihnen wohl bekannt war, daß das syphilitische Contagium, so lang es auch in einem Körper weilen mag, an seiner spezifischen Kraft dadurch nichts einbüßt: so ließen sie es doch großentheils bei der bloßen Behauptung bewenden, ohne diese Behauptung zugleich durch Thatsachen aus ihrer Praxis zu belegen. Die neueren Aerzte sind hierinfalls, und mit Recht, demonstrativer geworden. So sind denn auch die Annalen der Medizin des neunzehnten Jahrhunderts reich an hieher gehörigen Beispielen. Wir wollen uns, da es unmöglich ist, von den Hunderten erzählter Fälle dieser Art auch nur die bedeutenderen alle aufzuführen, auf den von Fleischmann in Erlangen (Hufel. Journ. f. prakt. Heilk. 1835, S. 6 ff.) mitgetheilten Fall beschränken, welcher zugleich beweist, wie gefährlich es ist, sich bei Behandlung syphilitischer Geschwüre auf die Cauterisation allein zu verlassen. Eine Frau ward von ihrem liederlichen Mann angesteckt und bekam garstige Geschwüre an den Genitalien. Der Mann, welcher auf diesem Gebiete wahrscheinlich durch mehrfach Erlebtes sich für hinlänglich bewandert halten mochte, erfrechte sich die Behandlung seiner Frau selbst zu übernehmen, und bestrich jene Geschwüre mit Höllenstein. Die Geschwüre vernarbten, aber die Frau litt durch 4 Jahre an einem bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Kopf- und Gesichtsschmerz der einen Seite. Nach Verfluß dieser Zeit kam in der rechten Inguinalgegend ein Bubo zum Vorschein. Jetzt erst ward sie einer zweckmäßig eingeleiteten Merkurialkur unterworfen, und dadurch auch von ihrem Kopf- und Gesichtsschmerz vollständig und für immer befreit.

6) Und wie, wenn man die Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses hartnäckig läugnet, wie will man den Umstand erklären, daß nach einem unreinen Beischlafe zuweilen Uibel entstehen, welche ganz wo anders ihren Sitz haben als in den Geschlechtstheilen, ja weit entfernt von den Geschlechtstheilen? So entstehen, wenngleich seltener, Bubonen, selbst Halsgeschwüre, ohne daß ein Harnröhrenausfluß oder ein Schanker vorausgegangen wäre. Hier mußte also doch das syphilitische Contagium von den Lymphgefäßen oder den Venen des unversehrt gebliebenen Penis aufgenommen (denn daß beide genannten Gefäßarten resorbiren, daran zweifelt gegenwärtig wohl Niemand) und nach andern Orten hin geleitet worden sein; sonst wäre jene Erscheinung durchaus unerklärlich. Auch hiefür können wir Zeugnisse der ältesten Schriftsteller bringen. Nikolaus Massa sagt (a. a. O. pag. 116): Quandoque a principio apparent in gutture mollificatio uvae et apostemata scirrhosa, mala quae non maturantur nisi raro et ulcerantur ulceratione maligna; und Matthiolus (a. a. O. pag. 17), indem er die Erfahrungen des Massa bestätigt, fügt erweiternd hinzu: Addidit (Nicolaus Massa) etiam plerosque hoc morbo affectos, quorum colem et scrotum neque pustulae, neque exulcerationes unquam aggressae sunt. Quam sententiam nos improbantes, asserimus duplici de causa fieri potuisse, tum quod materia primo jecur occulte serpens invaserit, inde diffusa totum corpus saevis accedentibus corripuerit, parva temporis intercapedine: tum vero fieri potuisset, ut osculo complexuique, dum Venerem exercerent, inhaerentes haud difficulter inficerentur. Matthiolus ist also der Meinung, daß schon der Kuß oder die innigere Umarmung während des geschlechtlichen Aktes Anlaß geben kann zum Eindringen des syphilitischen Contagiums aus dem kranken in den gesunden Körper. Diese Meinung scheint unter den Aerzten früherer Zeit überhaupt stark verbreitet gewesen zu sein. Boerhaave (a. a. O. pag. 31 seqq.) geht sogar noch weiter. Nicht nur behauptet er, daß schon die Ausdünstung eines an Syphilis leidenden Individuums gesunden Individuen verderblich werden könne, indem er von dem Diener eines vornehmen Mannes erzählt, der mit seinem wegen der Syphilis in der Schwitzkur befindlichen Herrn eingeschlossen und fortwährend die verpestete Luft dieses Zimmers einathmend, gleichfalls syphilitisch wurde (pag. 42), sondern er will sogar bemerkt haben, daß ein junger Mann desto leichter angesteckt werde, je wohlgestalteter und folglich je mehr er geeignet ist, die Begier einer übrigens im Augenblicke nicht syphilitischen Dirne, die sich ihm hingibt, zu entzünden. Hier hätten wir also die Möglichkeit der Entwicklung des syphilitischen Contagiums unter begünstigenden Umständen, und folglich auch die Möglichkeit s. g. spontanen Entstehens syphilitischer Affektionen. Die Stelle ist zu merkwürdig, als daß wir uns enthalten könnten, sie hier wörtlich anzuführen. Neque hoc unquam fefellisse vidi, sagt Boerhaave (pag. 40), quod formosissimus juvenis aetate florida, si se conjunxerit cum vulgatissimo scorto, quae forte ipsa luis non amplius erat capax, si tum tamen aliquem calorem conciperet ex adspectu formosissimi juvenis, tanto fortiori veneno inficiatur, et tanto citius quanto plus ipsa exarserat libidine, certissimeque vidi, quodsi tres aut quatuor socii debacchantes eodem utebantur scorto, hi qui formosissimi erant, magis infecti recesserint.

Aus neuerer Zeit wollen wir nur des einen hieher gehörigen Falles erwähnen, welchen der sehr gediegene Botter in dem oben erwähnten Bericht an die ärztliche Gesellschaft zu Lyon mittheilt. Ein junger Mann bekam nach einem verdächtigen Beischlaf einen Bubo, ohne daß Tripper oder Schanker vorausgegangen wäre. Da man das Uibel nicht für syphilitisch hielt, so bediente man sich dagegen auch nur einer höchst einfachen Therapie. Aeußerlich wurden erweichende Kataplasmen applicirt, innerlich diluirende Getränke gereicht. Nach sechs Monaten kehrte der Patient, der sich mittlerweile keiner neuen Ansteckung ausgesetzt hatte, mit Geschwüren am weichen Gaumen und Kondylomen auf der Vorhaut zurück. Diese mußten demnach als die Folgen der frühern Ansteckung angesehen werden. Die van Swieten'sche Mixtur nebst einem Sarsaparilladekokt stellten den Kranken dauernd her.

7) So zahlreich und verschiedenartig die Symptome, welche die Syphilis darbietet, auch sind, so lassen sie sich doch sammt und sonders auf Eine Grundursache, nämlich auf die durch das syphilitische Contagium bewirkte Veränderung in der Blutmasse, ganz gut zurückführen. Man hat behauptet, die Syphilis unterscheide sich von den contagiösen Krankheiten eben dadurch, daß diese letzteren in ihren Symptomen sich immer gleich bleiben, während bei jener unzählige Variationen vorkommen; woraus man folgern wollte, die Syphilis sei eine einfache Irritation, und weder habe man nöthig noch sei man berechtigt, eine Spezifizität derselben anzunehmen. Allein wie ungerechtfertigt ein solcher Ausspruch ist, und wie wenig er mit der Erfahrung im Einklange steht, davon überzeugt man sich bald, wenn man auch nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der contagiösen Krankheiten wirft, ja wenn man auch nur die täglichen Vorkommnisse des Lebens unbefangen und sachverständig beobachtet. Nie bringt eine und dieselbe Ursache, die auf verschiedene Individuen, ja auf ein und dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten seines Lebens einwirkt, die ganz gleichen Wirkungen hervor. Ein und derselbe Affekt wirkt bald anspannend, bald abspannend; eine Verkühlung bringt in dem einen Individuum einen Schnupfen, in dem andern einen Husten, in dem dritten einen Durchfall hervor; und so wie der Same desselben Vaters mit verschiedenen Müttern nicht nur körperlich, sondern auch geistig verschieden geartete Kinder zeugt, so wird auch ein Contagium, wenn es von verschiedenen individuellen Organismen unter verschiedenen äußeren und inneren Bedingungen aufgenommen worden ist, nothwendiger Weise auch verschiedene Wirkungen zur Folge haben müssen. Denn das Contagium ist, wie wir schon bemerkt haben, nichts als der Samen; zur eigengearteten Frucht zeitigt ihn erst unter mehr oder weniger günstigen äußeren Einflüssen der eigengeartete Boden, welchem der Samen anvertraut wird. Es ist daher unwahr, daß die Syphilis, deshalb weil ihre Symptome sich nicht immer und überall gleichen, einem „Virus" ihr Dasein nicht verdanken und eine spezifische Krankheit nicht genannt werden könne; und es zeugt ebensowohl von Denkfaulheit wie — man verzeihe den von unserem Wahrheitsgefühl wie von unserem Gefühl für die Menschheit uns abgedrungenen Ausdruck — von einem unverantwortlichen Leichtsinn, Behauptungen von solcher Tragweite, wie Desruelles und seine Meinungsgenossen thun, unbekümmert um die daraus sich ergebenden Folgen ohne Weiteres in die Welt hinauszulärmen. Nicht einmal auf die Wuthkrankheit, bei der man es doch am ehesten vermuthen sollte, kann der Satz, daß die nach der Aufnahme des Contagiums zum Vorschein kommenden Symptome sich immer und überall gleich bleiben, seine Anwendung finden. Bald stehen die Marochettischen Bläschen vereinzelt, bald in Häufchen beisammen; bald erscheinen sie seitwärts am Zungenbändchen, bald an der Oberfläche der Zunge; bald sind sie rund, bald länglich; bald nur linsen-, bald erbsengroß; bald durchsichtig, bald undurchsichtig *). Die nach der Bißwunde entstehende Narbe verändert entweder ihr Colorit gar nicht, oder sie wird bläulich, oder sie entzündet sich, bricht neuerdings auf und eitert. Und nun erst bei den Blattern? Welcher Praktiker weiß nicht, daß die Blatternkrankheit keineswegs auf immer gleiche Weise sich manifestirt, vielmehr in scheinbar einander unähnlichen Symptomen zum Durchbruche kommt? Denn entweder stehen die Blattern einzeln, von einander getrennt (Var. discretae), oder sie stehen truppenweise beisammen und fließen im Suppurationsstadium in eine große eiternde Fläche zusammen (Var, confluentes); entweder sie sind unvollkommen, unausgebildet, eingedrückt (Var. absque Halonibus), oder sie sind leer (Var. siliquosae), oder mit Wasser (Var. lymphaticae), oder mit Blut (Var. sanguineae) gefüllt; oder schwarz, gleichsam brandig (Var. nigrae). Wird es wegen dieser so sehr abweichenden Erscheinungen Jemandem einfallen, behaupten zu wollen, die Blatternkrankheit sei keine contagiöse Krankheit, sie verdanke ihre Entstehung nicht einem Blatterncontagium? Eben dasselbe gilt von der Vaccine, dem Scharlach, den Masern. Von dem Leichengifte ist es bekannt, daß es in dem einen Individuum eine Blutgefäß-, in dem andern eine Lymphgefäßentzündung, in dem dritten eine Zellgewebsvereiterung, in dem vierten eine Geschwürsbildung erzeugt. Nirgends eine völlige Gleichheit der Symptome unter allen Umständen, vielmehr überall

---

*) Ich weiß sehr wohl, daß weder bei den in der k. Thierarzneischule zu Berlin (Hertwig Krkhh. der Hunde, Berl. 1853) noch bei den im Wiener k. k. Thierarzneiinstitute (Röll) vorgenommenen Sectionen wuthkrank gewesener Thiere M.'sche Bläschen gefunden worden sind; von Anderen sind sie jedoch gefunden worden.

eine Modifikation derselben je nach den individuellen Verhältnissen des Organismus, welcher das Contagium aufgenommen hat. Die Syphilis ist eine Hautkrankheit — schon dem Scharfblicke der ältesten Syphilidologen entging diese Wahrheit nicht, — mag sie sich nun in der äußern Haut, in der Schleimhaut oder in der fibrösen Haut abspiegeln (denn auch die syphilitischen Knochenleiden gehen von dem Periost, folglich einer fibrösen Membran aus); mag sie sich als Onyxis oder als Alopäcie darstellen (denn Nägel und Haare sind ja bekanntlich auch Gebilde der Haut und hängen mit dem Leben der Haut aufs innigste zusammen). Daß dieses Hautleiden einmal in Gestalt von Flecken (Maculae), ein andermal unter der Gestalt von Papeln (Papulae), wieder ein andermal unter der Gestalt von Bläschen (Vesiculae), Pusteln (Pustulae), Knötchen (Tubercula) oder Schuppen (Squammae) erscheint, daß es hier als Kondylom, dort als Warze oder anderartige abnorme Produktion sich offenbart, ändert an der Sache gar nichts. Immer und überall entspringt es aus Einer Quelle. Immer und überall verdankt es einem Contagium sein Dasein, das nur deswegen in seinen Wirkungen verschieden sich äußert, weil die Organismen, welche das Contagium aufnahmen, nach Alter, Geschlecht, Constitution, Temperament, Lebensweise, Klima u. s. f., ja weil die organischen Texturen eines und desselben Organismus unter einander so verschieden sind.

8) Der Einwand, daß die Syphilis kein spezifischer Krankheitsprozeß sein könne, weil sie sonst der Merkur unter allen Umständen heilen müßte, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist, verdient eben so wenig Beachtung. Wer von einem s. g. spezifischen Heilmittel erwartet, es werde eine bestimmte Krankheit unter allen wie immer gearteten Umständen heilen, befindet sich in einem großen Irrthume. Es gibt im strengen Sinne des Wortes gar kein Spezificum; nur mit den Gesetzen des gesunden und kranken Lebens nicht vertraute, aber gleichwohl mit ihrer Unwissenheit vollkommen zufriedene Afterärzte können von einem solchen träumen. Immer werden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, immer werden die Hindernisse, welche sich der freien Entfaltung der Wirksamkeit eines Mittels entgegenstellen, zuvor beseitigt, immer werden die Individualitätsverhältnisse des Organismus (sogar die Idiosynkrasie, wie ich an einem meiner Kranken erfuhr, der das Chinin in Pulverform nicht, wohl aber in Pillenform vertrug) sorgfältig berücksichtiget werden müssen, wenn das Mittel Nutzen bringen soll; und immer wird es uns trotz allen Vorbereitungen, Cautelen und Rücksichten da und dort im Stiche lassen, ohne daß wir recht wissen, warum? Heilt etwa die China unter allen Umständen das Wechselfieber? Oder heilt der Schwefel unter allen Umständen die Krätze? Man kann von einem Spezificum nur erwarten, daß es in der Mehrzahl der Fälle diejenige Krankheit, welcher es gegenüber steht, heilen werde; und das dürfen wir wohl vom Quecksilber, ohne von Seite nüchterner Praktiker Widerspruch zu befürchten, immerhin behaupten: versteht sich unter der Voraussetzung, daß es zweckmäßig angewendet wird.

XXXVI.

Wirkungsweise des Quecksilbers; das Quecksilber kein Reizmittel.

Die zuletzt angestellten Betrachtungen führen uns von selbst auf die Untersuchung des Verhältnisses, in welchem das Quecksilber zu dem gesunden und kranken Organismus überhaupt, und zu der Syphilis insbesondere steht. Ein absolutes, unter allen Umständen wirksames Heilmittel gegen die Syphilis ist das Quecksilber allerdings nicht. Aber davon sind wir auf das innigste überzeugt, daß unter allen uns bis jetzt bekannt gewordenen Heilmitteln gegen die Syphilis, das Jod nicht ausgenommen, das Quecksilber diese Krankheit am öftesten, sichersten, dauerhaftesten und verhältnißmäßig raschesten zu heilen im Stande ist. Wollen wir uns nicht blos in bornirt-empirischer Selbstgefälligkeit und Genügsamkeit mit einer freilich tausendfältig bewährten Erfahrung zufriedenstellen, blos weil sie Erfahrung ist, sondern fragen wir, wie es rationellen Aerzten geziemt, nach dem Grunde dieser unvergleichlichen Heiltugend des Quecksilbers in der Syphilis, so lautet unsere Antwort: weil die Syphilis eine aus einem Contagium hervorgegangene Krankheit des reproduktiven Sistems mit dem verderblichen Streben zu krankhafter Produktenbildung eigenthümlicher Art ist, und weil das Quecksilber aller Bildung, aller Gestaltung, ja allem Lebendigen feindlich gegenübersteht. Die Bäume, die unfern den Quecksilbergruben stehen, bringen gar selten Blüthen und Früchte; ihr Laub schlägt auch langsamer aus. Man kennt die große Wirksamkeit dieses Mittels gegen niedere Organisationen, z. B. Läuse; man weiß, daß es ehedem in regulinischer Gestalt gegen Eingeweidewürmer erfolgreich angewendet worden ist, und daß es auch jetzt noch als Kalomel gegen Helminthiase und die ihr Nahrung gewährende Blenorrhagie des Gedärmorgans sich nützlich erweist; bekannt sind die vielfachen glücklichen Erfolge des Merkurs in allen exsudativen Entzündungen, z. B. der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht und häutigen Bräune; und ebenso bekannt ist der Nutzen, welchen dieses Mittel in allen ansteckenden Krankheiten stiftet, mögen sie Namen haben, welchen sie wollen, von der in der Regel wenig gefährlichen Scabies

bis zur tödtlichen Hydrophobie hinauf, so daß es als ein Anticontagiosum κατ' ἐξοχήν mit allem Rechte betrachtet werden kann. Alles das deutet darauf hin, daß wir es hier mit einem Mittel zu thun haben, in dessen Macht es liegt, den krankhaften Trieb zu Neo- und Pseudoplasmen auszulöschen, das Neugebildete zu verflüssigen, und das Verflüssigte zur Ausscheidung geschickter zu machen. Das Quecksilber steht an der Spitze aller direkt solvirenden Mittel; es ist der Souverän derselben. Wir sagen direkt solvirenden Mittel, weil wir der Uiberzeugung sind, daß das Quecksilber in einer unmittelbaren chemischen Beziehung zu der organischen Masse steht, durch direkten Zugang zu dieser sie aus dem festen in den flüssigen Zustand versetzt, fluidisirt, und nicht etwa wie der Kampher erst auf einem Ummwege, d. h. durch Bethätigung der Gefäßfunktion, den Verflüssigungsprozeß einleitet und fördert. Dasjenige Quecksilbermittel, welches unter allen Merkurialien wohl am häufigsten zu arzneilichen Zwecken verwendet zu werden pflegt, das Kalomel, dürfte wohl am geeignetsten sein, die Quecksilberwirkungen zu veranschaulichen. Schon in den ursprünglichen Aufnahmsorganen bekundet sich die fluidisirende Kraft dieses bedeutenden Mittels. Unter seiner Einwirkung werden die vitalen Produkte des Magens und Darmkanals und der ihnen zunächst liegenden Organe (Magensaft, Darmsaft, Schleim, Galle, pankreatischer Saft) dünnflüssiger, und die nach dem Gebrauche des Kalomels früher oder später eintretenden reichlicheren Darmentleerungen sind die unwidersprechlichen Zeugen dieses erhöhten Verflüssigungsaktes. Der mit Hilfe jener lebensvollen Reagentien zu Stande gekommene Chymus und Chylus wird demnach gleichfalls minder cohärent; und so gelangen zu dem Lymphadersisteme auf endosmotischem Wege Strömungen, welche je nach der Gabe des Mittels und der Dauer seiner Einwirkung an Plastizität mehr oder minder bedeutend abgenommen haben. Aber auch der Inhalt des Lymphadersistems, nämlich die Lymphe selbst, wird durch den direkten Eingriff des Kalomels in dieses Sistem weniger plastisch, flüssiger; und da die Verflüssigung die Mutter der Auffaugung ist, weil nur das aufgesogen werden kann, was zuvor verflüssigt worden, so muß auch die Auffaugung begünstigt werden, ohne daß man nöthig hat, zu einer reizenden Kraft des Quecksilbers seine Zuflucht zu nehmen, welche durch nichts erwiesen ist und mit der Erfahrung sogar im grellsten Widerspruche steht. Denn wäre das Quecksilber ein Reizmittel für das Lymphadersistem, wie wäre es möglich, daß nach dem einstimmigen Urtheile der Praktiker durch den Quecksilbermißbrauch eine Deterioration dieses Sistems hervorgebracht würde, welche von Generation zu Generation als Skropheldiathese sich forterbt? Der an plastischen Stoffen ärmer gewordene Chylus- und Lymphestrom wird nun unter Vermittlung des Milchbrustganges in das Blut eingeschüttet, dessen Eistoff- und Faserstoffentwicklung dadurch umsomehr zurückgehalten werden muß, als ja auch das Quecksilberpräparat unmittelbar die Blutmasse angreift, in ihr seine fluidisirenden Wirkungen vollzieht, und den schon vorhandenen Eistoff und Faserstoff auflockert und verflüssiget. Ein solches Blut gelangt auf dem Wege der Cirkulation zu allen Organen, die sich aus diesem gemeinschaftlichen Quell aller Ernährung und Absonderung nicht jenen reichen Gehalt an höheren Bestandtheilen aneignen können, der zum Wiederersatze des durch das Leben selbst abgenützten organischen Stoffes unumgänglich nothwendig ist. Was Wunder also, daß bei unverständig langem Fortgebrauche eines so beschaffenen Mittels oder bei Fehlgriffen in der Dosis desselben, wie sie namentlich in früheren Jahrhunderten vorkamen, wo man das therapeutische Verhältniß der Merkurialien noch nicht gehörig zu würdigen wußte, oder bei unrichtig gestellten Indikationen jene verderblichen Wirkungen eintreten, welche sich in der Blutmasse als Merkurialdyskrasie und in der gesammten äußern Körperbeschaffenheit als Merkurialkachexie offenbaren? Weise benützt, ist das Kalomel dagegen ein Mittel von höchst vielseitiger Wirksamkeit, das seine großartigen Heilkräfte besonders dort glänzend entfaltet, wo entzündliche Reizung vorhanden ist, was ebensowohl von der Syphilis gilt, wie von nichtsyphilitischen Affektionen; und ungerecht ist daher die Beschuldigung Ph. K. Hartmann's (Beobb. und Abhandll. aus dem Gebiete der ges. prakt. Heilk. Wien 1824. IV, 201 flg.), daß die Aerzte ohne Wahl und Uiberlegung aus bloßer Modesucht das Kalomel allzuoft gebrauchen, denn es gibt in der That kein einziges Mittel des gesammten Arzneischatzes, welches so oft gebraucht zu werden verdient, indem es, wie kein anderes, die mannigfachsten medikamentösen Eigenschaften in sich vereinigt und deshalb auch den verschiedenartigsten therapeutischen Zwecken, oft gleichzeitig, entspricht. Es ist aber nur Antiphlogisticum, weil es Solvens ist; denn, indem es dem Anbildungsprozeß entgegenarbeitet, wirkt es theils gegen jenen qualitativen Blutbildungsfehler, der sich in einem überwiegenden Hange zur Faserstoffbildung ausspricht, theils versetzt es, wenn schon ein Exsudat stattgefunden hat, dieses in den flüssigen Zustand, und vermittelt so dessen Auffaugung durch die betreffenden Gefäße. Natürlich gilt, was vom Kalomel gilt, auch von der grauen Quecksilbersalbe, dem Hahnemann'schen Präparat und dem Moscatischen Quecksilber; während Sublimat, rother und weißer Präcipitat, Doppelt — Jodquecksilber schon Mittel sind, in denen die solvirende Kraft zur kaustischen sich steigert und die Solution daher leicht zur Corrosion entartet. Wenn die Blutegelsüchtigen Broussaisianer unter den Franzosen, Engländern und Deutschen demnach in Einem Athem gegen die Verderblichkeit des Quecksilbers als Antisyphiliticum eifern, weil die Syphilis eine einfache Irritation und das Quecksilber ein Reizmittel ist, so scheinen sie uns ebensowenig ein

richtiges Verständniß des Wesens der Syphilis, als einen tiefern Einblick in das Verhältniß des Quecksilbers zum Organismus zu besitzen. Wäre das Quecksilber in allen seinen Gestalten ein entschiedenes Reizmittel, wie könnte man es wagen, es in Entzündungen zu verabreichen, wie es doch mit dem Kalomel und dem Neapolitanischen Unguent tagtäglich geschieht? Daß die Quecksilbermittel unter gewissen Umständen ein (Merkurial-) Fieber erzeugen, ist kein triftiger Grund gegen unsere soeben aufgestellten Behauptungen. Wer hat je gesehen, daß ein Paar Grane Kalomels Fieber erzeugen? Wird es ja doch in entzündlichen Fiebern gerade zu dem Zwecke gereicht, um die Gefäßaufregung zu beschwichtigen. Wenn auf die Einverleibung der Quecksilbermittel ein (Merkurial-) Fieber auftritt, so geschieht es nur deshalb, wenn und weil (wie bei der Inunktionskur) der Eingriff des Mittels in den Organismus ein so ungewöhnlich gewaltiger ist, daß der Organismus bei seinem ihm unausrottbar eingepflanzten Selbsterhaltungsbestreben und Selbsterhaltungsvermögen sich gegen die eingedrungene feindliche Macht mit aller ihm zu Gebote stehenden Gegenmacht wehrt und reagirt, welche Abwehr und Reaktion nicht anders als unter der Form des Fiebers erscheinen kann. Was daher die Franzosen, Broussais voran, mit ihrer „revulsivischen Wirkung" des Quecksilbers wollen, worunter sie dessen Eigenschaft verstehen, „Behufs einer heilsamen Reaktion die Lebenskräfte anzuregen und zu verstärken", ist uns wenigstens nicht recht ersichtlich. Soll vielleicht das Quecksilber den Reproduktionsprozeß aufstacheln, damit er noch mehr Lust bekomme, Hypertrophien zu erzeugen, pathologische Sekrete zu liefern, Excrescenzen zu bilden und in abnormen Vegetationen aller Art sich zu ergehen? Das spricht einer gesunden Erfahrung offenbar Hohn, weil gerade dort, wo eine so verderbliche Tendenz des bildenden Lebens zu krankhafter Produktenbildung hervorbricht, das Quecksilber am wirksamsten sich zeigt. Aus dieser falschen Grundansicht über die Wirkungsweise des Quecksilbers scheint der Widerwille vieler älteren und neueren Aerzte gegen die Merkurialien, als Heilmittel überhaupt und in der Syphilis insbesondere, vornehmlich hervorgegangen zu sein. Unsere bescheidene Meinung in dieser Sache, falls man uns erlauben will, dieselbe auszusprechen, wäre also: Man fürchte sich nicht vor dem Quecksilber, „weil es ein Reizmittel ist", denn es ist kein solches, wenigstens nicht in seiner Erscheinung als Oxydul. Nachdem z. B. bei einem syphilitischen Geschwür die entzündlichen Symptome durch den antiphlogistischen Heilapparat beseitigt sind, reiche man immerhin einige Dosen eines passenden Quecksilberpräparates, aber freilich nur insolange, als das Geschwür seinen syphilitischen Charakter beibehält, und noch nicht in ein einfaches Geschwür sich verwandelt hat. Zur Vernarbung eines Geschwürs kann das Quecksilber nichts beitragen; es kann sie nur hindern: denn das geht aus seinem von uns geschilderten, aller Bildung und Gestaltung feindlich gegenüberstehenden Grundcharakter hervor. Dazu gehört jedoch, daß man den Kranken von Anfang bis zu Ende seiner Krankheit aufs Genaueste beobachte, und nicht, wie so häufig geschieht, nach dem verordneten ersten Recepte für vogelfrei erkläre und gänzlich aus den Augen verliere. Das ganze Geheimniß der Quecksilberbehandlung besteht darin, daß man wisse, wann, wo, wie, und besonders w i e l a n g e das Quecksilber gereicht werden soll.

XXXVII.

Therapeutische Inkonsequenzen; unfreiwillige Zugeständnisse der Quecksilberverächter an die Quecksilbervertheidiger.

Wie kolossal die Widersprüche sind, in welche sich die Antimerkurialisten verlieren, wie sehr sie sich in der von ihnen selbst gezogenen Schlinge fangen und die Todtengräber ihrer eigenen Ideen machen, davon wären merkwürdige Beispiele anzuführen, wenn die engen Grenzen, die wir dieser Schrift gesteckt haben, dies zuließen. Darum nur Einiges aus Vielem. Der enragirteste Antimerkurialist ist unstreitig der Licentiat am k. Collegium der Wundärzte zu London Hr. **P. J. Murphey,** dessen wir schon einmal erwähnten. Er behauptet, daß das Quecksilber die alleinige Ursache der sekundären Syphilis ist (that Mercury is the sole cause of what is termed secondary Syphilis heißt es ja gleich in der Uiberschrift seines Buches), daß bei einer nichtmerkuriellen Behandlung niemals auf Tripper, Schanker und Bubo konstitutionelle Syphilis folgt, und daß Rachengeschwüre, Regenbogenhautentzündung und Knochenaffektionen nur dem, wenngleich verständigen, Gebrauche des Quecksilbers zuzuschreiben sind. Gleichwohl läßt sich dieser gelehrte Thebaner herab, die Concession zu machen, daß ein Schanker nur langsam heilt, wenn nicht Merkur gereicht wird, „weil der Merkur die Eigenschaft hat, Ergießungen gerinnbarer Lymphe zu verhindern, und, wenn diese schon stattfanden, die Aufsaugung, ohne welche keine Vernarbung erfolgen kann, zu begünstigen"; derselbe Hr. Murphey empfiehlt bei der syphilitischen Iritis dringend den Gebrauch des Kalomels, „weil es unter allen Mitteln am besten vermag, Aufsaugung zu bewirken und unglückliche Folgen zu verhüten"; und wieder derselbe Hr. Murphey läßt, um den Schmerz, welchen syphilitische Knochengeschwülste verursachen, zu besänftigen, den leidenden Theil mit einem

Pflaster aus Ammoniakgummiharz und Quecksilber bedecken, und ergießt sich in Lobeserhebungen über den vorzüglichen Nutzen des Quecksilbers in der syphilitischen Hodenentzündung. **Harris**, dirigirender Arzt am Marienhospital zu Philadelphia, der es allen seinen Meinungsgenossen in Amerika an übertriebener Abneigung gegen das Quecksilber zuvorthut und die Priorität der nichtmerkuriellen Behandlung der Syphilis mit großer Emphase für sich in Anspruch nimmt, ist dennoch [1]) so gnädig zu gestehen, daß das Quecksilber öfters „Glänzendes“ leiste; „da es aber nicht möglich sei, zu bestimmen, wann es nützen und wann es schaden könne, so sei es besser, es gar nicht zu gebrauchen!“ **Broussais** [2]), der die konstitutionelle Syphilis durch Enthaltsamkeit und Antiphlogose heilen zu können vermeint (ein Verfahren, das, wie wir gesehen haben, keineswegs neu ist, da es schon in der allerersten Zeit des Ausbruches der Syphilis im Schwange war), gibt nichtsdestoweniger zu, daß bei der Langwierigkeit dieses Verfahrens das Quecksilber den Vorzug verdiene. Sein getreuester Anhänger **Desruelles** [3]), der dem antiphlogistischen Verfahren bei Behandlung der Syphilis so rücksichtslos und leidenschaftlich das Wort redet, und sich nicht wenig darauf zu Gute thut, „vom Quecksilber abgegangen zu sein“, bequemt sich dessenungeachtet zu Friktionen mit der Quecksilbersalbe bei verhärteten Bubonen und akuter Orchitis, rühmt in der akuten wie chronischen Orchitis Pillen aus Cicuta und Kalomel, in der letzteren Krankheit auch Räucherungen mit Zinnober (was ist aber Zinnober anderes, als Quecksilber?), und versichert vom Gebrauche der Merkurialien bei konsekutiven syphilitischen Hauteruptionen „sehr Gutes“ gesehen zu haben. **Devergie** d. ä., der das Quecksilber allenfalls nur dort angewendet wissen will, wo die beharrlich fortgesetzte Antiphlogose keinen Erfolg hat, kann doch nicht umhin [4]) kleinlaut zu berichten, daß bei jenen Kranken, welche durchaus verlangten mit Quecksilber behandelt zu werden, weil sie zu anderen Heilmethoden kein Vertrauen hatten, diese Quecksilber-Behandlung wider alles Erwarten gut ausfiel und Heilung in kürzester Frist zur Folge hatte. Fast wider Willen bekennt er, wie wir bereits oben gesehen haben, den großen Nutzen der Merkurialien in vielen Fällen syphilitischer Affektionen, „weil die Heilung bei der antiphlogistischen Behandlung zu lange auf sich warten lasse (wir setzen hinzu: oft gar nicht erfolge).“ Wie wenig überhaupt Devergie mit sich selbst einig ist, geht daraus hervor, daß er allen Ernstes behauptet, die Rückfälle nach der antiphlogistischen Behandlung der Syphilis seien lange nicht so zahlreich und so bedenklich, wie die Rückfälle nach Merkurialkuren, und wieder sogleich bedauert, in seinem Spitale wegen des allzuhäufigen Garnisonswechsels, welcher dieselben Truppen nur kurze Zeit in Paris verweilen läßt, die Zahl der Rückfälle nicht gehörig ermitteln zu können. Beständig liegen sich bei ihm, wie bei vielen andern seiner in dieser Beziehung ihm Geistes- und Gesinnungsverwandten, vorgefaßte Meinung und redlicher Forscherdrang in den Haaren, so daß er, ihm selbst unbewußt, zwischen Wahrheit und Täuschung jeden Augenblick hin- und herschwankt. **Lesauvage**, erster Wundarzt am bürgerlichen und Militärhospital zu Caen in Frankreich, ein so leidenschaftlich erbitterter Widersacher des Merkurs und der Merkurialisten, daß gegen ihn Hr. Murphey in London an Sanftmuth noch ein Lamm genannt werden muß — denn er würde, wenn er es vermöchte, den Merkur aus den Eingeweiden der Erde mit Stumpf und Stiel ausrotten, und die Merkurialisten von dem Boden der Erde mit Feuer und Schwert vertilgen — Lesauvage [5]) wirft den Merkurialisten vor, daß sie, wenn eine Quecksilberkur mißlingt, die Schuld dieses Mißlingens nicht dieser Kur, sondern dem schlechten Verhalten des Kranken beimessen; er selbst aber beschönigt die bei der antiphlogistischen Behandlung vorkommenden Rückfälle mit Diätfehlern und dem allzufrühen Beginnen der gewöhnlichen Lebensweise von Seiten der Rekonvaleszenten. Er gesteht also, daß auch bei der antiphlogistischen Methode Rückfälle vorkommen können; gleichwohl schwört er einige Zeilen später hoch und theuer, daß er während einer zweijährigen Befolgung dieser Methode niemals, sage niemals (das ist sein eigener Ausdruck) Konsekutivzufälle wahrgenommen habe. Derselbe strenge Logiker ereifert sich gegen die Annahme eines spezifischen Giftes zur Erklärung der die Syphilis charakterisirenden Symptome; gleich darauf behauptet er aber, die Vaginalschleimhaut der Lustdirnen sondere ein scharfes Sekret von so giftiger Beschaffenheit ab, daß es, auf gesunde Schleimhäute übertragen, in diesen sogleich wieder Reizung und Ulceration herbeiführt. Der Vorzug der ausschließlich antiphlogistischen Heilmethode vor der althergebrachten Merkurialpraxis ist ihm so klar, wie der Tag; dennoch bezweifelt er gleich hernach, daß die antiphlogistische Behandlung der Syphilis immer zum Ziele der Heilung führen werde, da es laut einer mehrfachen Erfahrung „nur einer Erhitzung oder eines anstrengenden Marsches bedürfe, um die Krankheit wieder hervorzurufen.“ Der schon einmal von uns erwähnte

---

1) Journ. complém. du Dictionn. des scienc. méd. Tom. XXVI.
2) A. a. O.
3) A. a. O.
4) A. a. O.
5) Archiv. génér. de Méd. Nov. 1837; Behrend I, 293 flg.

Londoner Arzt **Weatherhead**, ein großer Verächter des Quecksilbers, der von dessen innerlicher Anwendung mit aller Entschiedenheit abräth, gebraucht es häufig als Topicum gegen Geschwüre und Eruptionen. Allerdings muß zugegeben werden, daß bei der äußerlichen Applikation des Quecksilbers die Verdauungsorgane nicht unmittelbar in Anspruch genommen werden. Die Aufnahme desselben in die Blutmasse vermittelst der Lymphgefäße der Cutis muß aber gleichwohl stattfinden, und die Wirkung des auf solche Weise dem Organismus einverleibten Stoffes muß um so rascher und uneingeschränkter erfolgen, je weniger derselbe durch den niedern assimilativen Apparat in seiner arzneilichen Individualität verändert und umgestaltet worden ist. Es ist also nicht gut zu begreifen, warum man gegen ein Mittel ein so herbes Verdammungsurtheil ausspricht, dessen äußerlichen Gebrauch man andererseits so warm empfiehlt.

Aber auch unsere deutschen Fachgenossen sind von dem Vorwurfe, sich bei ihrer Anfeindung der Quecksilberkur gegen Syphilis in allerlei Widersprüche zu verwickeln, nicht ganz frei zu sprechen; wenngleich deutsche Besonnenheit und Gründlichkeit Uibertreibungen und Widersprüche so grandioser Art, wie sie bei anderen Völkern hie und da vorkommen, in der Regel nicht wohl zulassen. So sagt der Quecksilberfeindliche **Bonorden** [1]), indem er ein allgemeines Bild der Syphilis entwirft und einestheils den durch Quecksilber ungestörten, anderntheils den durch Quecksilber gestörten Verlauf derselben schildert, daß, wenn die primär-syphilitischen Symptome durch Quecksilber vertrieben worden sind, die etwa darauf eintretenden sekundären Symptome weit bösartiger sich gestalten, als wenn kein Quecksilber gebraucht ward. In jenem Falle seien schlimmere Nasen- und Halsgeschwüre, degenerirte Exantheme, nächtliche Knochenschmerzen, Knochengeschwülste, Caries und Nekrosis die unvermeidlichen Folgen, und endlich mache Zehrfieber, Wassersucht u. s. f. dem unsäglichen Leiden ein Ende. Aber „bei angemessener (d. h. also nach Hrn. Bonorden bei nicht-merkurieller) Behandlung bildet sich die Lues zurück, wie sie sich entwickelte; die einmal zerstörten Organe werden jedoch nicht wieder ersetzt, und die affizirten Knochen behalten, wenn sie nicht cariös sind, einen größern Umfang." Uibersetzt man diesen Passus aus dem Unklaren in's Klare, so will das nichts Anderes sagen, als: Wird Quecksilber gegen die Syphilis gegeben, so entstehen, wenn sekundäre Zufälle eintreten, Knochenleiden; und wird kein Quecksilber gegen die Syphilis gegeben, so entstehen, wenn sekundäre Zufälle eintreten, ebenfalls Knochenleiden. Anders können wir wenigstens den Sinn jener Stelle nicht auffassen. Wie kann nun Hr. Bonorden behaupten, daß dem syphilitischen Prozesse erst durch den Merkur die Richtung nach dem Knochensisteme gegeben werde, und wie kann er einige Jahre später [2]) sogar bestreiten, daß es im Wesen der Syphilis liegt, sich auf das Periost zu werfen? — Auch der (einige naturhistorische Schwärmereien abgerechnet) um die Lehre von der Syphilis, und besonders von den syphilitischen Knochenaffektionen, sehr verdiente **Ditterich** in München [3]) scheint uns in seinem werthvollen und ausführlichen Werke einen Widerspruch darin zu begehen, daß er zwar mit richtigem Blicke erkennend, die Syphilis sei eine Hautkrankheit, die ebensowohl das äußere Hautorgan, wie die Schleim- und fibrösen Häute ergreift, und daher auch folgerichtig von einem Enanthem des Periosts sprechend, gleichwohl den Antheil der Syphilis an den Knochenleiden bestreitet und der Meinung sich anschließt, die syphilitischen Knochenaffektionen seien blos Produkte des Quecksilbergebrauches. Wenn die Syphilis das Hautsistem in allen seinen Verzweigungen und folglich auch das Periost ergreift, das Periost, das als Ernährerin und Muttergebilde des Knochens in so naher und inniger Beziehung zu diesem Gebilde steht, und ohne welches der Knochen gar nicht existiren würde, wie sollte dieser von der durch die Syphilis bewirkten krankhaften Umgestaltung verschont bleiben können, während jenes durch eben diese Krankheit eine so merkwürdige und bedeutende Veränderung erleidet?

XXXVIII.

Bedeutung des Knochensistems; Antheilnahme desselben an allen wichtigeren Veränderungen im gesunden und kranken Leben.

Faßt man die Sache von rein theoretischem Gesichtspunkte auf, so ist durchaus nicht abzusehen, warum die Syphilis an den Knochen allein spurlos vorübergehen sollte, da sie doch, schon nach dem Zeugnisse der ältesten Syphilidologen, keinen Körpertheil ausnimmt, vielmehr jeden derselben in ihren verderblichen Kreis zu bannen im Stande ist. Man unterschätzt

---

[1]) Rust Hdb. d. Chir. XV, 728.
[2]) In der Berl. Vereinszeit., und bei Behrend VII, 616.
[3]) Die Syphilis. 2 Bde. München und Landsh. 1834, 1842, 8.

die Knochen gewöhnlich zu sehr, als ob sie auf einer gar zu tiefen Stufe des Lebens stünden. Die großartigen Leistungen des Knochensistems in der Fraktur und Nekrose sollten doch wohl darauf hinweisen, daß in diesem Sisteme die zerstörende und wiederaufbauende Gewalt des Lebens ebenso bedeutsam sich äußert, wie in jedem andern. Der gebrochene Knochen regenerirt sich durch selbsteigene Thätigkeit ebenso gut und nahezu ebenso rasch, wie der durchschnittene Nerve. Der nekrotisch gewordene Knochen stößt das abgestorbene Knochenstück ebenso lebenskräftig von sich, es durch neue gesunde Knochenmassen wiederersetzend, wie das Gefäß- und Nervenreiche Lederhautorgan den unbrauchbar gewordenen Epidermidalüberzug abwirft und eine neue verjüngte Schutzmembran an dessen Stelle schiebt. Die phosphorsaure Kalkerde des Knochens zieht den Farbstoff der Färberröthe mit großer Begier an sich, und wird durch und durch roth; ebenso wie der Knochen gleich anderen mit Gefäßen versehenen Theilen in der Gelbsucht durch und durch gelb wird. Je nach der Altersperiode des Individuums wechselt das gegenseitige Verhältniß der Knochenbestandtheile, so daß bald der eine, bald der andere vorherrschend wird. Ja schon beim Embryo spielt der Chemismus im Knochen eine höchst wichtige Rolle, indem die knorpelige Grundlage der Knochen vor der Verknöcherung reicher an Chlor-Alkalien ist als nach der Verknöcherung; was allein beweisen würde, daß ossificirende Knorpel nicht blos eine mechanische sondern auch eine chemische Veränderung erleiden, wenn nicht auch andere Gründe dafür sprächen. In der Schwangerschaft nehmen die Knochen an dem, durch diesen fisiologischen Prozeß im gesammten weiblichen Organismus eingetretenen Umschwung einen so sehr lebendigen Antheil, daß die allwärts stattfindende Steigerung des Produktionstriebes in ihnen sich wiederholt und Osteophytenbildung an der Innenfläche der Schädelknochen veranlaßt. Und ein ganzes Heer von Krankheiten gibt es, die von einem ganz andern Sistem ausgehend, als vom Knochensistem, bei dem innigen Bunde, welchen die verschiedenen Organe und organischen Sisteme unter sich geschlossen haben, das Knochensistem zuletzt dennoch in die krankhafte Sphäre mit hineinreißen. Ganz besonders gilt dies von den der Syphilis so nahe verwandten contagiösen Hautkrankheiten. Im sekundären oder metastatischen Stadium des Scharlachs kommt es nicht so gar selten vor, daß die mit großer Zerstörungskraft begabte Scharlachmetastase diesen oder jenen Knochen befällt, und Hufeland erzählt [1]), durch dieselbe binnen acht Tagen Gehör- und Nasenknochen zerstört gesehen zu haben. Nicht minder gehört der Knochenfraß zu denjenigen üblen Folgen und Nachkrankheiten, welche das Schicksal der von den Menschenblattern befallen Gewesenen, in früheren Jahren, oft so beklagenswerth machten, und in seltenen Fällen, da wo die Kuhpockenimpfung nicht stattfand, wohl auch heutzutage noch vorkommen. Daß die Krätze Geschwüre bilden kann, welche bis zu den Knochen vordringen, bringt Boerhaave [2]) dringend in Erinnerung. Der Weichselzopf, welchen zu den Hautkrankheiten zu zählen wir keinen Anstand nehmen, weil die Haare Produkte der Haut sind, und über dessen contagiöse Natur wohl schwerlich ein Zweifel obwalten möchte, hat schon zu den Vorläufern seines Ausbruches anhaltende Gliederschmerzen, Anschwellungen der Gelenke, zumal der letzten Fingerglieder, Knochenauftreibungen und Erweichungen, Fragilität und Caries. Die Krimische Krankheit (Morbus Crimensis, Lepra Taurica), so genannt, weil sie in der Krim, in der Gegend um Cherson, in Uralskoi und anderen Gegenden der kaukasischen Linie, sowie in Astrachan und in der Nähe des Flusses Jaik endemisch vorkommt, ein durch dunkelrothe Flecke oder blaurothe, selbst schwarzrothe Beulen sich charakterisirendes Hautleiden, wirft sich mit Vorliebe auf die Gelenke der Extremitäten, wird von Schwere in den Gliedern und heftigen Knochenschmerzen begleitet, und artet zuweilen so aus, daß, nachdem stinkende fressende Geschwüre entstanden sind, durch Zerfressung der Gelenke das Abfallen ganzer Glieder bewirkt wird. Vom Mal Rouge, jenem die Eingebornen von Cayenne befallenden Hautleiden, welches die rothe Krankheit von Cayenne genannt wird, weil es mit blaßrothen Flecken beginnt, die später in äußerst übelriechende Geschwüre übergehen, gilt dasselbe; die Knochen werden ergriffen und ein rasch zerstörender und um sich greifender Knochenfraß, oder Knochenerweichung ist die unausbleibliche Folge davon. Und ebenso weiß man vom Aussatze, besonders von jenem, der unter dem Namen des knolligen (Lepra tuberculosa, Elephantiasis) vorkommt, daß die Kranken von heftigen nächtlichen Knochenschmerzen geplagt und die Knochen und Knorpel derart zerstört werden, daß ganze Glieder abfallen. Bei der Sektion der am Aussatze Verstorbenen fand man die Knochen mit einer von derselben nicht trennbaren Speckhaut überzogen, das Periost beinahe fehlend, und die Knochen selbst erweicht, spongiös, von Caries zerstört und ohne Mark und Markhöhle. Aber auch die aus spezifischen Krankheitsprozessen hervorgehenden nicht contagiösen, doch häreditären Krankheitsformen haben eine merkwürdig vorherrschende Tendenz nach den Knochen hin. Wer weiß nicht, daß Rhachitis und weit gediehene Skrophelkrankheit im Knochensisteme mit Vorliebe sich aussprechen? Ich hatte vor mehreren Jahren einen an hoch-

---

[1]) Enchirid. 4. Aufl. S. 552.
[2]) A. a. O. pag. 30.

gradiger Skrophulose leidenden jungen Mann aus dem Handwerkerstande zu behandeln, bei dem eines Tages zu meiner großen Bestürzung durch den Zitzenfortsatz des cariös gewordenen Schläfebeines der einen Seite Hammer, Ambos und Steigbügel herausfielen; natürlich war der arme Mensch an diesem Ohr unheilbar taub. Daß die Gicht Ablagerungen auf die Knochen liebt, bedarf keines ausdrücklichen Hinweises. Uiberall, wo der Blutbildende Prozeß der Norm ungetreu wird und auf Abwege geräth, muß als nothwendige Folge davon auch die Knochenernährung, je nach dem Grade der Sanguifikationsverirrung, mehr oder minder abnorm werden, wie ja der Skorbut beweist, dessen dumpfe die Knochen einnehmende Schmerzen in den Beinen, dessen Caries und Exostosen ihm eine gewisse Verwandtschaft mit der Syphilis aufdrücken, obwohl ein nur halbwegs erfahrener Arzt beide diese Krankheiten ohne besondere Mühe bald von einander wird unterscheiden können. Und die Syphilis sollte, wie die von der Tarantel der Antiphlogose gestochenen Aerzte der Neuzeit wollen, nie und nimmer das Bestreben haben, sich auf die Knochen zu werfen? Credat Judaeus Appella! —

XXXIX.

Verhalten des Knochensistems im gonorrhoischen Rheumatismus.

Wie sehr die Syphilis sogar in ihrer mildesten Form, in jener Form, welche streng genommen noch gar nicht Syphilis genannt werden kann, und (wenn man die Ansicht zulässig findet) erst an der Grenze stehend zwischen nichtsyphilitischen und syphilitischen Affektionen den Uibergang macht von jenen zu diesen, wie sehr sie, sagen wir, schon in dieser Form die Neigung hat, ihre Richtung nach den serösen und fibrösen Uiberzügen des Knochensistems zu nehmen, davon liefert der sogenannte gonorrhoische Rheumatismus einen mehr als genügenden Beweis. Die Schriftsteller der ältern Zeit erwähnen dieses merkwürdigen Leidens, wenigstens so viel mir bekannt ist, mit keinem Wort. Selbst bei Boerhaave, der einen sehr ausführlichen Traktat de Gonorrhoea virulenta in viris et feminis geschrieben hat, findet sich nichts davon. Dem Engländer Benjamin Brodie und dem Italiener Monteggia blieb es vorbehalten, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig auf dieses Uibel aufmerksam zu machen. Nach einer Gonorrhoe, gleichviel ob sie rationell antiphlogistisch oder rein exspektativ, ob sie mit Injektionen oder mit Kopaivabalsam und Kubebenpfeffer behandelt worden war, folglich ohne irgendwelche Schuld des Heilverfahrens, entwickelt sich bald schon in einigen Tagen, bald erst in Wochen oder gar Monaten, zwar nicht immer, aber doch öfters eine Affektion des einen oder des andern Gelenkes mit charakteristischen Symptomen, welcher man, weil sie mit reißenden Schmerzen verbunden ist, immerhin den Namen „gonorrhoischer Rheumatismus, gonorrhoische Gelenksaffektion" beilegen kann. So viel wir aus den vorliegenden Krankengeschichten schließen können, befällt das Uibel beinahe nur Männer, selbst solche, die wegen ihrer großen Jugend nie zuvor der Gicht oder dem Rheuma unterworfen gewesen waren, oder auch nur ein Atom Quecksilber genommen haben; kein Gelenk ist von der Disposition dazu freizusprechen, doch werden das Knie- und das Fußgelenk am häufigsten davon ergriffen; nie werden von dem gonorrhoischen Rheumatismus mehrere Gelenke zugleich affizirt, wohl aber springt er nach Art der Krankheitsfamilie Rheuma von einem Gelenke in ganz kurzer Zeit auf das andere; die bekannten Entzündungssymptome, Geschwulst, Hitze, Röthe, Spannung, fehlen zuweilen, der, wie schon bemerkt, reißende Schmerz ist aber immer da, und nicht selten sehr heftig, daher auch die Bewegung des Gliedes erschwert, der Puls frequent, ohne hart zu sein, die Verdauung gestört. So wie das schon beseitigt gewesene Profluvium aus der Harnröhre wieder zum Vorschein kommt, hat der Gelenkschmerz ein Ende. Mitunter ereignet es sich sogar, daß auf der Haut Papeln, Pusteln oder Flecken hervorbrechen, welche nicht nur das Gelenkübel, sondern auch die Verdauungsbeschwerden und das Fieber wesentlich erleichtern (was, beiläufig gesagt, Jenen mit zum Beweise dienen mag, welche das Tripper- und Schankergift für identisch halten, indem auch jenes dieselben Eruptionen zur Folge haben kann, wie dieses). In einigen Tagen oder Wochen schuppt sich der Hautausschlag ab, und es bleiben blos schwache farbige Flecke zurück, die aber allmälig auch verschwinden. Wir haben es also hier mit einer Metastase der katarrhalischen Syphilis auf die Synovialhäute und fibrösen Gebilde zu thun, ähnlich jener Metastase, die nach einem unterdrückten Tripper auf die Conjunktiva des Auges stattfindet; und das darf uns um so weniger Wunder nehmen, als ja auch, ohne daß ein Contagium von außen aufgenommen worden wäre, zuweilen eine Verbindung eines allgemein rheumatischen Leidens mit einem Leiden der Harnröhre, besonders bei Männern, beobachtet wird. Wenn man daher, ohne sich um Vernunft- und Erfahrungsgründe dafür große Mühe zu geben, ganz einfach uns hat vorspiegeln wollen, der Gelenksrheumatismus während und nach der Gonorrhoe sei stets nur die Folge des gegen die Gonorrhoe gebrauchten

Kopaivabalsams und stehe mit der Krankheit selbst in gar keinem Zusammenhange [1]), so ist dies eben eine jener zahlreichen Spiegelfechtereien, welche vor dem Richterstuhle der Theorie wie der Praxis eine nähere Prüfung nicht aushalten. Wäre dies der Fall, so müßte der Kopaivabalsam jedesmal Gelenksrheumatismus erzeugen, auch wenn er nicht gegen Gonorrhoe, sondern gegen ein anderes Leiden, z. B. gegen Lungenblenorrhoe, oder um bei Geschwüren, Wunden und Brand den plastischen Trieb zu steigern, in Gebrauch gezogen wird, wovon jedoch kein Pharmakolog der Vergangenheit oder Gegenwart jemals Meldung gethan hat oder thut; und es könnte der gonorrhoische Rheumatismus nicht auch dann zum Vorschein kommen, wenn der Tripperkranke während des ganzen Verlaufes seiner Krankheit keinen Tropfen Kopaivabalsams zu sich genommen hat.

Ein höchst interessantes Beispiel, welches deutlich beweist, wie innig Gonorrhoe und Knochenleiden zusammenhängen, und das deshalb hier einer Erwähnung werth zu sein scheint, erzählt Ph. Boyer in der Gazette Médicale Nov. 1840 (Behrend III, 321). Ein 52jähriger Mann hatte in seinen jüngern Jahren einen Tripper, der antiphlogistisch behandelt und bald geheilt wurde. Ohne sich einer neuen Ansteckung ausgesetzt zu haben, bemerkte er einige Jahre nachher auf Gesicht und Unterschenkeln ein weder juckendes noch schmerzendes Erythem, das bald verschwand, bald wiederkam, und nicht weiter beachtet wurde. Wieder einige Zeit später stellte sich Geschwulst und Schmerz im Kniegelenk ein, wogegen Antirheumaitsches gebraucht wurde. Allein nach Verlauf von etwa zwei Jahren kehrte das Erythem auf Gesicht und Unterschenkeln zurück; diesmal war es mit Hitze, Röthe, Jucken und Schmerz verbunden, und wechselte die Stellen. Purgirmittel, erweichende Umschläge und strenge Diät schienen das Uibel zu bessern; aber nicht lange währte es, so traten oedematöse Anschwellungen der unteren Extremitäten ein, und auf jeder Tibia waren deutlich Exostosen zu fühlen. Merkurialeinreibungen stellten den Kranken her.

XL.

Einfluß der Syphiloide auf das Knochensistem.

Werfen wir nun auch einen Blick auf diejenigen Krankheitsformen, welche der Syphilis so ungemein nahe verwandt sind, daß sie mit ihr füglich in eine und dieselbe Krankheitsfamilie eingeordnet oder doch wenigstens als Syphiloide bezeichnet werden können; gerade so wie man keinen Anstand nimmt, Variola und Varioloiden nebeneinander zu stellen. Fürwahr der Gegenstand verdient es, daß wir ihn von allen Seiten beleuchten, um das Dunkel, in welches er theilweise noch gehüllt ist, mehr und mehr aufzuhellen. Tadle man darum es nicht, wenn wir hier (freilich immer nur mit Bezug auf unser eigentliches Thema, die Knochenkrankheiten) etwas weitläufiger verfahren, als wir dem Plane dieser Schrift gemäß vielleicht hätten verfahren sollen. Wir beginnen:

α) Mit dem Skarlievo, jener höchst merkwürdigen, auf das österreichische Littorale, die Umgegend von Fiume, Triest und Ragusa sich beschränkenden Krankheit, welche von Scharlievo (oder Scherlievo), einem Dorfe bei Fiume, ihren Namen hat, wohin sie nach beendetem Türkenkriege im Jahre 1790 durch österreichische Seesoldaten eingeschleppt worden sein soll. Wenn J. P. Frank das Skarlievo nicht als Syphiloid betrachtet wissen will, sondern es eher für leprös oder doch Lepraähnlich zu halten scheint [2]), so scheint uns der große von uns auf's tiefste verehrte Mann hierin der Natur jenen Tribut bezahlt zu haben, welchen alle großen Männer bezahlen, nämlich Einmal in seinem Leben doch auch einem Irrthume verfallen zu sein. Nach unserer Meinung sind Skarlievo und Lepra mit einander gar nicht zu verwechseln; denn beide Krankheitsformen

---

[1]) Francis Eagle in The Lancet 1836; Behrend I, 350 ff.

[2]) Epit. de cur. hom. Morb. Edit. Eyerel. Vienn. Austr. 1805. Lib. VI. pag. 358 seqq. Morbus hic (flumensis) a lue venerea passim obvia admodum differt, nam

a) Lues venerea coitu contrahitur, non contrahitur morbus flumensis; b) lues coitu contracta ad genitalia primum se prodit, non ita morbus flumensis; c) lue affecti sponte nunquam sanantur, sanati referuntur ex malo flumensi; d) causticis non sanantur affectiones genitalium venereae, quae affectiones in malo flumensi sanatae habentur per vitriolum coeruleum; e) lues aggreditur systema lymphaticum, non aggreditur morbus flumensis: f) lues venerea neglecta lethalis est, non est flumensis; g) dolores osteocopi in malo flumensi die ab infectione 8—30 erumpunt, serius in lue venerea comparent; h) comparentibus oris ulceribus aut efflorescentiis cutaneis dolores osteocopi disparent in morbo flumensi, non disparent in lue venerea; i) frequentes in lue exostoses, rarae in morbo flumensi. Sein praktischer Scharfblick verläugnet sich indeß auch hier nicht, indem er am Schluße seiner Abhandlung über diesen Gegenstand berichtigend hinzufügt, malum flumense, etsi differre a lue venerea videatur, propter reliqua tamen phaenomena atque proficuum mercurii usum pro lue venerea esse tractandum.

Auch Aerzte neuerer und neuester Zeit, z. B. G. C. W. Michahelles (das Malo di Scarlievo. Nürnb. 1833, 8.), erklären sich mit größerer Entschiedenheit als Berechtigung für die lepröse Natur des Skarlievo-Uibels.

gleichen sich weder in aetiologischer, noch in symptomatologischer, noch in kurativer Beziehung. Die Lepra ist, selbst in ihrer schlimmsten Form als Lepra tuberculosa oder Elephantiasis, nicht ansteckend, wenngleich zuweilen erblich; dieses behaupten wenigstens Viele, welche darüber Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatten, so aus älterer Zeit Alexander Trallianus, Fernelius, welcher Letztere a. a. O. pag. 229 ausdrücklich sagt: Quamquam civitatum legibus Elephantici sepositi et a reliqua plebe segregati degunt, accepimus nunquam administrorum, etiam si perpetui illis assideant, sola spiratione contaminatum, und in neuerer Zeit der berühmte französische Dermatopatholog Alibert. Gerade das Umgekehrte findet bei dem Skarlievo-Uibel statt: Dieses ist nicht erblich, aber im hohen Grade ansteckend durch Kleider, Eß- und Trinkgeschirre, Arbeitsinstrumente, Tabakspfeifen, Bettgeräthe, Beisammenliegen, Küsse, Kinderspiele u. s. w., wie der in diesem Stücke sehr kompetente **Jenniker**[1]) berichtet. Das Skarlievo-Uibel verdankt also seinen Ursprung einem Contagium, während die Lepra nach dem Zeugnisse der Erfahrenen bei vorhandener Disposition durch den allzuhäufigen Genuß von geräuchertem und gesalzenem Fleische, von Seefischen, von Sahne, durch gewisse Gifte, namentlich durch Kupfer, durch anhaltend heftige Leibesbewegung und eine dadurch entstandene Erhitzung und Ermüdung, durch feuchtkalte Luft, welcher der Patient einige Zeit hindurch sich ausgesetzt hatte, sowie durch Gemüthsbewegungen ungewöhnlichen Grades veranlaßt wird. Die Lepra, gleichviel, ob sie die weiße (L. alba, λευκη), die schuppige (L. squammosa, ιχθυωσις), die knollige (L. tuberculosa, ἐλεφαντίασις) oder die rothe (L. rubra) ist, charakterisirt sich dadurch, daß der mürrische, mißtrauische, niedergeschlagene Kranke eine gestörte Verdauung, besonders häufige Ructus und Flatus, und einen durch schreckhafte Träume vielfach unterbrochenen Schlaf hat, daß ihm die Haare ausfallen, daß seine Hautausdünstung, sowie sein Athem einen eigenthümlichen Bocksgeruch annehmen, daß sein Puls und seine Muskulatur schwach, sein Stuhlgang träge, sein Urin jumentös, und ungeachtet der Stumpfheit seines Gefühlssinnes wie aller übrigen Sinne sein Geschlechtstrieb abnorm gesteigert ist; von alledem findet sich bei der Skarlievo-Krankheit keine Spur. Skarlievo-Kranke sehen munter und überhaupt so gut aus, daß man, wenn man sie nicht näher untersucht, eine Krankheit bei ihnen gar nicht vermuthet; sie klagen über keine krankhafte Bewegung, über kein unangenehmes Gefühl, über keinen Schmerz, ja sie betasten ihre wunden Theile mit grober Hand und schlagen darauf, wenn sie darthun wollen, daß sie vollkommen gesund sind[2]); ihre körperlichen, wie ihre geistigen Verrichtungen gehen völlig ungestört vor sich. Der Merkur hat sich nach dem einstimmigen Urtheile Derer, welche sich mit der Behandlung des Skarlievo-Uibels zu befassen hatten, unter allen Heilmitteln dagegen als das weitaus vorzüglichste bewährt, was bei der Lepra keineswegs der Fall ist. Können wir nun nicht daran zweifeln, daß die Skarlievo-Krankheit keine Lepra, sondern ein Syphiloid ist, so hat die Beobachtung für uns doppelte und dreifache Wichtigkeit, daß die Skarlievo-Kranken in allem Anfange, d. h. sogleich nach Aufnahme des Skarlievo-Contagiums und noch ehe sie ein Atom Quecksilber erhalten haben, zur Nachtzeit sich verschlimmernde Schmerzen in dem Rückgrath, in den Gelenken und in den langröhrigen Knochen empfinden, welche Knochenschmerzen in eben dem Maße abnehmen, als die Rachenentzündung sich ausbildet. Verschwindet die Rachenentzündung entweder ganz, oder vermindert sich dieselbe wenigstens bedeutend, so entstehen Tophen oder solche Anschwellungen der Knochen, meistens der Schienbeine, daß sie ungeheuer verunstaltet werden; oder die Tophen brechen auf und machen jauchichte, unreine, callöse Geschwüre und Knochenfraß[3]). Wir sehen also auch aus diesem Beispiele wieder, daß das syphilitische Contagium von allem Anfang die Tendenz hat, seine Richtung nach dem Knochensisteme zu nehmen, nicht daß die Leiden des Knochensistems erst durch den Gebrauch des Quecksilbers hervorgerufen werden. Der Einwurf P. Frank's, daß die Skarlievo-Krankheit deswegen keine Syphilis sein könne, weil in jener die Knochenschmerzen sogleich mit der ersten Entwicklung derselben auftreten, in dieser aber erst später kommen, zeigt — die Manen des großen Meisters mögen es uns verzeihen — von einer nicht genaueren Bekanntschaft mit den Schriften der alten Aerzte, die freilich die Sache eines so vielbeschäftigten unvergleichlichen Praktikers nicht wohl sein konnte; denn gerade zu der Zeit, als die Syphilis ihren Einzug in Europa hielt, d. i. im fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, gehörten die Knochenleiden mit zu den allerersten Symptomen, wodurch sie sich äußerte, und nur erst, als die Seuche in gemilderter Form aufzutreten begann, machten die Knochenleiden den Leiden der äußern Haut und der Schleimhäute Platz; und daß sie in einzelnen Fällen selbst heutzutage noch mit Knochenleiden beginnt, davon haben wir uns ja im Vorstehenden genugsam überzeugt. — Ein ganz gleiches Bewandtniß hat es mit den

---

[1]) Med. Jahrbb. des östr. Kaiserst. Bd. 5, St. 4, S. 75 flg.
[2]) Jenniker a. a. O. S. 61, 73.
[3]) Jenniker a. a. O. S. 59.

β) Yaws und den Pians, zwei Syphiloiden, wovon jenes in Afrika, Ostindien und Westindien endemisch ist, dieses an der westlichen Küste von Guinea, namentlich in dem Königreiche Sanguin, vorkommt, von wo es durch die Negersklaven auf die westindischen Inseln verpflanzt wurde. Beide werden von **Sauvages** in seinem nosologischen Sistem, obwohl nicht ganz mit Recht, unter dem gemeinschaftlichen Namen Frambösie (Himbeerausschlag) begriffen, weil besonders die Pians unter der Form von Knötchen erscheinen, die in Geschwüre übergehen, welche sich allmälig vergrößern und sich mit kleinen schwammartigen, die Gestalt von Himbeeren nachahmenden Exanthemen bedecken.

Bei den Yaws gehen dem Erscheinen des eigentlichen Hautleidens, nämlich der blatterähnlichen Pusteln am Halse, um den Kehlkopf herum, in den Achselhöhlen, am Rande des Afters und um die Schamgegend, nebst anderen Vorläufern, wochenlang nächtliche Knochenschmerzen voran; und selbst wenn die meisten übrigen Vorläufer schon verschwunden sind, bleiben die Knochenschmerzen noch zurück, die nur erst in der vorzüglich bei mageren Personen eintretenden Caries ihren Untergang finden.

Den Pians gehen zwar nicht, wie den Yaws, nächtliche Knochenschmerzen voran; allein in der späteren Zeit des Verlaufes treten auch bei den Pians nächtliche Knochenschmerzen auf, die nicht sowohl in Caries, als vielmehr in Exostose und Osteomalacie übergehen. — Wir wissen übrigens recht gut, daß in der Frambösie das Quecksilber nur bedingungsweise Nutzen schafft; allein daraus schließen zu wollen, sie sei kein Syphiloid, wäre wohl sehr unrecht; denn auch in der Syphilis selbst wird das Quecksilber zuweilen erfolglos angewendet, wie in dem Wechselfieber die China, wie in der Krätze der Schwefel.

Ob das bei den Landleuten in Irland vorkommende Syphiloid, welches von ihnen Button-scurvy (zu deutsch etwa Knotenschorf), von Wallace Morulus genannt wird, und von Behrend in seiner „Darstellung der Hautkrankheiten" abgebildet worden ist, mit Knochenkrankheiten sich vergesellschaftet, ist mir nicht bekannt; aber wahrscheinlich ist es mir, weil Wallace, der Irländer, der es gewiß öfters zu beobachten Gelegenheit hatte, es mit den Yaws für identisch erklärt.

γ) Auch die Radesyge (von Syge, die Krankheit, und Rade, böse), jenes in Norwegen, Schweden, Island, Grönland, Lappland, auf den Faroer-, zum Theil auch auf den schottischen Inseln und selbst in Schottland einheimische chronische Leiden, welches sein Dasein nicht, wie der Norwegische Arzt **Fr. Holst** [1]) will, blos dem Genuße ranziger Nahrungsmittel, eingepöckelten Rind- und Schweinfleisches, halb verfaulter Fische, dem Mangel aller Vegetabilien, dem Aufenthalte in dunklen, niedrigen, räucherigen, mit animalischen Ausdünstungen angefüllten Hütten, dem häufigen grellen Wechsel der Temperatur u. dgl., sondern, nach dem übereinstimmenden Urtheile aller unbefangenen Beobachter, einem Contagium verdankt und durch Kleider, Betten, Trinkgeschirre, Pfeifen, nacktes Zusammenliegen sich fortpflanzt, auch die Radesyge hat zu ihren Vorläufern Knochenschmerzen, welche bei dem wirklichen Ausbruche des in kupferrothen Flecken am Gaumensegel und in ähnlich gefärbten Tuberkeln auf der Haut bestehenden Exanthems fortbestehen, in der Mitte flach unter der Haut liegender Knochen ihren Sitz aufschlagen, des Nachts exacerbiren, und Exostosen von mitunter enormer Größe zur Folge haben, die aufbrechen, und in höchst übelriechende schwammige Geschwüre mit schwärzlichem Sekret übergehen.

Die Spedalskhed, eine in den genannten Gegenden schon seit dem dreizehnten Jahrhunderte gleichfalls einheimische Krankheit, die mit der Radesyge sehr nahe verwandt und wahrscheinlich nur eine Radesyge in höherer Potenz ist, hat gleich dieser Knochenschmerzen, Knochenauftreibungen und Knochengeschwüre in ihrem Gefolge, welche letzteren oft so tief eingreifen, daß ganze Glieder, namentlich Finger und Zehen, abfallen.

δ) Die in dem westlichen Theile von Schottland endemisch vorkommenden Sibbens oder Sivvens (vom angelsächsischen Sivven, die Himbeere), eine der Frambösie sehr analoge Krankheit und daher auch Schottische Frambösie (Framboesia scotica) oder weil sie der Sage nach durch englische Soldaten unter Cromwell im Jahre 1650 eingeschleppt worden sein soll, Cromwell'sche Frambösie (Framb. Cromwelliana) genannt, sind sicherlich auch ein Syphiloid; denn selbst **Gilchrist**, einer ihrer frühesten Beschreiber [2]), der sich gegen die syphilitische Natur derselben ausspricht, muß doch zugeben, daß man bei den Sibbens weiße speckige Stellen am Mundwinkel und an der innern Seite der Wangen und Lippen, oberflächliche, zuweilen auch tiefgreifende und zerstörende Ulcerationen am weichen Gaumen und Zäpfchen, die ganze Oberfläche des Körpers

---

[1]) Morbus quem Radesyge vocant, quinam sit. Christian. 1817.

[2]) Neue Edinb. Verss. und Bemerkk. Altenb. 1776. III, 147 flg.

einnehmende Flecken von dunkler Kupferfarbe, schuppige Tuberkeln auf der Haut und kondylomatöse Auswüchse um das Gesäß herum wahrnehme. Dieses sind aber ebensoviele mit der Syphilis so vollkommen übereinstimmende Symptome, daß nicht wohl einzusehen ist, wie ein so kenntnißreicher und erfahrener Arzt die Identität oder doch mindestens die sehr nahe Verwandtschaft der Syphilis und Sibbens dessenungeachtet hat läugnen können. Und diese Verwandtschaft wird ferner auf's Unzweideutigste dadurch bestätigt, daß, wie eingeborne sehr tüchtige Aerzte beobachtet haben und **K. Sprengel** [1]) ihnen ganz richtig nacherzählt, von den Sibbens sogar primär die Geschlechtstheile, sehr häufig bei Weibern in Form von erhabenen, kreisrunden oder ovalen, feuchten, eine trübe, klebrige und eigenthümlich stinkende Flüssigkeit ausschwitzenden Geschwüren an den großen und kleinen Schamlefzen und an der Klitoris, minder häufig bei Männern in Form von Gonorrhoe, Kondylomen und Hodensacktuberkeln, befallen werden; daß die Sibbens contagiös sind und sich zuweilen durch Coitus, öfter aber durch Kleider und Geräthe fortpflanzen; und daß sie, wie die hierin gewiß stimmberechtigten Landesbewohner einstimmig behaupten, häreditär sind und in einzelnen Familien besonders häufig beobachtet werden. Wenn Gilchrist aber behauptet, Knochenaffektionen kämen bei den Sibbens nicht vor, so hat diese Behauptung, wie der sachkundige **Wallace** [2]) vortrefflich bemerkt, gewiß nur in dem Umstande ihren Grund, daß Gilchrist an Orten praktizirte, wo die Sibbens in milderer Form aufzutreten pflegen; Aerzte, die ihre Praxis in großen Städten ausübten, wo die Krankheit in ihren heftigsten Formen vorkam, hatten nicht selten Gelegenheit, im Gefolge der Sibbens Tophen, Exostosen und Caries zu sehen.

ε) Der Marschkrankheit (Morb. Dithmarsicus), einem in den Marschländern des westlichen Holsteins einheimischen, mit der Radesyge identischen und wahrscheinlich durch Arbeiter aus Norwegen in den Jahren 1785—87 nach Holstein verpflanzten Syphiloid, welches sich durch schmerzhafte zerstörende Ulcerationen der Nasen- und Rachenschleimhaut, durch Hautausschläge mancherlei Art, besonders an der Stirne, durch Rhagaden, Nagelgeschwüre, Warzen, Feigwarzen und Bubonen charakterisirt, gehen in den allermeisten Fällen, nebst Mattigkeit und trüber Gemüthsstimmung, nächtliche Knochenschmerzen, vorzüglich der Röhrenknochen, voran; oder es folgen, wenn in einzelnen seltenen Fällen diese Vorläufer fehlen, die Knochenleiden als konstantes pathognomonisches Symptom ganz bestimmt nach. Meist werden die Knochen der oberen und unteren Extremitäten ergriffen; unerträglich bohrende Schmerzen, Auftreibungen, Erweichungen, übelriechende Geschwüre derselben bilden sich aus; die Zerstörung greift immer weiter um sich; endlich tritt Fieber mit abendlichen Verschlimmerungen ein, das allmälig in ein hektisches ausartet und durch Wassersucht zum Tode führt. Zuweilen sitzt das Uibel aber in den Knochen des Craniums, welche nekrotisch werden und in ganzen Stücken sich exfoliiren, ohne daß das Allgemeinbefinden dadurch, wenigstens eine geraume Zeit hindurch, wesentlich alterirt wird. Mag man nun die Marschkrankheit mit **Dürssen** [3]) als Syphiloid, oder mit Döhrn [4]) als eine verschleppte, in Folge der Nahrung, der Moorgegenden, der feuchten Luft, der unzweckmäßigen Lebensweise, hartnäckiger und bösartiger gewordene Syphilis betrachten: das ist im Grunde nur ein leerer Wortstreit. Für unsern Zweck reicht es hin, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß auch die Marschkrankheit, noch bevor irgendwelche Behandlung eingeleitet worden ist, ganz entschieden durch Knochenleiden der schwersten Art sich charakterisirt.

ζ) Auch in Jütland gibt es ein Syphiloid, welches demnach zu derselben Kategorie von Krankheiten gehört, wie die Marschkrankheit in Holstein, und wie die anderen von uns bereits geschilderten und noch zu schildernden Syphiloide. Es heißt das Jütländische Syphiloid (einen andern Namen hat es unsers Wissens nicht) und kann, wenn es von einem mit syphiloiden Wunden an den Geschlechtstheilen behafteten Individuum einem andern gesunden Individuum durch Beischlaf mitgetheilt wird, in diesem letzteren die wahre Syphilis erzeugen [5]). Anfänglich Entzündung mit eigenthümlich dunkelrother oder karmoisinrother Färbung und mehr oder minder beträchtlicher Schwellung, dann tief eindringende und rasch um sich fressende Geschwüre der Nasen- und Rachenschleimhaut, flache und breite Kondylome um den After herum und auf den Geschlechtstheilen, Hauteruptionen verschiedener Art und Exulcerationen, Gummata, Tophen, Exostosen und Caries sind die hervorstechendsten pathologischen Erscheinungen des Jütländischen Syphiloids. Höchst merkwürdig ist auch der über dem Rücken der Nase während der Geschwürsbildung im Innern derselben sich einstellende Schmerz, der bis zu den Stirnhöhlen, ja zu-

---

[1]) Beitr. zur Gesch. der Med. I, 102 flg.

[2]) Behrend I, 478.

[3]) Pfaff's Mitthll. aus dem Gebiete der Med., Chir. und Pharm. Kiel 1832, Bd. 1.

[4]) Ebendaselbst Kiel 1835, Bd. 11. und 12.

[5]) Van Deurs bei Behrend V, 433.

weilen sogar bis zu den Highmorshöhlen hin sich fortpflanzt. Wer übrigens an der syphiloidischen Natur des Jütländischen Uibels noch zweifeln sollte, der müßte durch die Betrachtung der Entstehungsweise desselben und der gegen dasselbe sich wirksam erweisenden Heilmittel eines Andern belehrt werden. Denn das Jütländische Uibel entwickelt sich genau auf die nämliche Art, wie die anderen Syphiloide, durch den gemeinschaftlichen Gebrauch von Eßlöffeln, Trinkgeschirren, Tabakspfeifen, Kleidern, Bettwäsche, sowie durch Zusammenliegen in einem Bette, seltener durch Beischlaf; bei Kindern auch durch die Gewohnheit der Mütter aus dem Bauernstande, Kuhmilch in ihren eigenen Mund zu nehmen und sie die Kinder aus ihren vorgestreckten Lippen saugen zu lassen (van Deurs). Bei dem Jütländischen Syphiloid errang man mit der nichtmerkuriellen Behandlung zwar einen scheinbar glücklichen Erfolg, indem ein Paar an Schanker im Halse leidende Kranke dadurch in kurzer Zeit geheilt wurden; allein — und das bitten wir die Antimerkurialisten abermals zu bedenken — schon nach Verlauf von 14 Tagen recrudescirte das Leiden und man mußte dann doch zum Quecksilber seine Zuflucht nehmen. Merkur ist das Hauptmittel; Reinlichkeit, Ruhe, Wärme, strenge Diät, schweißtreibende Mittel und Abführmittel unterstützen die Merkurialkur.

η) Unter allen Syphiloiden vielleicht das merkwürdigste ist das Mal de Chicot oder die Canadische Krankheit (Morbus Canadensis), ein Uibel, das in Canada, dem unter Großbrittanischer Herrschaft stehenden ausgedehnten Tieflande auf dem Continente Nordamerika's, zu Hause ist. Wir nennen es das merkwürdigste, weil es bei weitem weniger Erwachsene als Kinder befällt. Für uns ist es besonders deshalb interessant und wichtig, weil es beweist, welche verderbliche Tendenz die Syphilis und die ihr verwandten Formen zum Knochensisteme schon bei ganz kleinen Geschöpfen haben, bei Geschöpfen, von denen man doch wohl nicht wird sagen wollen, daß sie oder ihre Aerzte irgendwann einen Quecksilbermißbrauch sich haben zu Schulden kommen lassen. Denn das Mal de Chicot besteht außer den anfänglich Aphthenähnlichen, später mit einer eiterartigen Flüssigkeit gefüllten Pusteln an den Lippen und im Innern der Mundhöhle, deren corrodirender Eiter, nachdem die Pusteln geplatzt sind, die Zunge der Kleinen wahrhaft anfrißt und zerstört, außer den herpetischen exedirenden Ausschlägen auf der äußern Haut und den Anschwellungen der lymphatischen Drüsen in der Hals- und Leistenregion, auch in quälenden Knochenschmerzen, welche des Nachts exacerbiren, in Exostosen und in Caries.

ϑ) Unter den Lettischen Bauern der Dondangenschen Küste von Kurland herrscht nach dem Berichte eines in diesen Gegenden praktizirenden Arztes *) ebenfalls ein, wie man meint, von russischen Soldaten dorthin verschlepptes, von den Bauern „Sperantschu indewe, französische Seuche" genanntes contagiöses Syphiloid, das kein Lebensalter und kein Geschlecht verschont, nur selten die Geschlechtstheile befällt, dagegen meist unter der Form von Kondylomen am After, Rachen- und Nasengeschwüren auftritt, und besonders den Knochen und Knorpeln der Nase gefährlich wird. Die mittleren und unteren Nasenmuscheln, die senkrechte Platte des Siebbeins, sogar die Nasenbeine gehen gewöhnlich durch Caries, zuweilen durch Nekrosis verloren. Die s. g. einfache oder diätetisch-antiphlogistische Methode bringt nie Vortheil; Quecksilber, Jod, Antimon, Kupfer, Holztränke, Zittmann'sches Dekokt führen, wenngleich in einzelnen Fällen erst nach sehr langer Zeit, fast immer zum Ziele vollständiger und dauernder Heilung.

XLI.

Fisiologischer Beweis für die Nichteinwirkung des Quecksilbers auf das Knochensistem.

Zum Schluße wollen wir versuchen, die Frage, welche uns beschäftigt, auch auf fisiologischem Wege der Lösung näher zu bringen. Wenn es wahr wäre, was die Antimerkurialisten zu behaupten nicht müde werden, daß die Knochenkrankheiten in der Syphilis nicht der Syphilis, sondern einzig und allein dem Mißbrauche, ja schon dem Gebrauche des Quecksilbers zuzuschreiben sind, so müßten die Knochenkrankheiten in ihren verschiedenen Graden und Formen als unvermeidliche Consequenz auch dann sich manifestiren, wenn das Quecksilber dem gesunden Organismus, sei es versuchshalber, sei es in Folge spezieller Gewerbsthätigkeit, sei es durch Zufall, oder aus irgend welcher Veranlassung immer, einverleibt worden. Ist das aber der Fall? Uns dünkt, keineswegs. Die neuere Wissenschaft, welche vor der älteren bekanntlich das voraus hat, daß sie den Einwirkungen der Arzneisubstanzen auf den gesunden menschlichen und thierischen Organismus eine größere Aufmerksamkeit zuwendet (ihr ausschließliches Verdienst ist es nicht; denn es gab schon in früheren Zeiten Männer, die in dieser Richtung wirkten,

*) Theodor von Bolschwing über Syphilis und Aussatz. Dorpat 1839. 8.

Selbstbeobachter der Arzneieffekte, z. B. Faloppia), die neuere Wissenschaft weiß nichts von einem Verderbnisse oder auch nur von einem Schmerze der Knochen durch das dem gesunden Organismus überlieferte Quecksilber. Wir können hiefür ein Zeugniß beibringen von einem Manne, von dem man es am wenigsten erwarten sollte. Wir meinen den unversöhnlichen Feind des Quecksilbers, Hrn. Desruelles in Paris. Nachdem er in seiner Schrift *) einige Zeilen zuvor die Bemerkung gemacht hat, daß alle Kranke mit sekundärer Syphilis, die ihm vorgekommen, besonders aber diejenigen, welche an Knochenfraß, an Knochenauftreibungen, an Entzündungen der Knochenhaut, an Knochenschmerzen litten, Merkurialkuren unterworfen gewesen waren, und daß diese Kuren, nicht aber die Syphilis, die Ursache seien der Entstehung der Knochenleiden, fährt er wörtlich so fort: „Wir machen jetzt Versuche an Hunden theils mit Einreibungen von Merkur, theils mit der innerlichen Anwendung des Sublimats, um den verschiedenen Einfluß kennen zu lernen, den das Quecksilber hervorbringt. Sie werden alle reichlich genährt, bekommen Suppe, Fleisch und Brod, und sind im Übrigen der gewöhnlichen Lebensweise in denjenigen Hospitälern unterworfen, wo man noch die alte Methode befolgt. Ein Hund von robuster Konstitution und völligem Wohlbefinden, sehr lebendig und munter, ward alle Tage mit einer Drachme doppelter Quecksilbersalbe eingerieben. Er begann bei der siebenten Friktion zu saliviren. Nach der zwölften Einreibung wurde der Speichelfluß außerordentlich stark, ohne daß man aufhörte einzureiben. Das Thier wurde bald mager, traurig, speichelte weniger und starb den Tag der dreißigsten Friktion, außerordentlich abgemagert. Bei der Sektion ergab sich folgendes: Die Zähne waren beinahe alle gelöst, von dem Zahnfleische besonders die unteren Schneidezähne entblößt. Das Zahnfleisch war geschwürig; die innere Fläche des Mundes und der Gaumensegel mit sehr weit ausgebreiteten Aphthen besetzt. Der Rachen geröthet, die Speiseröhre naturgemäß. Der Magen zeigte in seinem Grunde rothe schwärzliche Flecken, die wir auch auf der Schleimhaut der dünnen Gedärme fanden. Die Speicheldrüsen und das Pankreas waren röthlich und außerordentlich gefäßreich. Die Knochen schienen mir nicht verändert zu sein; ihr Mark war röthlich und sehr flüssig (das ist es in der spongiösen und kompakten Knochensubstanz immer, auch im gesündesten Zustande); das Herz war sehr schlaff, die Lungen normal, das Gehirn strotzte von Blut." Diese ganze Darstellung ist eben so bezeichnend für die Logik wie für die Vorurtheilsfreiheit und Genauigkeit des Autors und seiner Partei. Erst behauptet man feierlichst, daß ohne Quecksilber gar keine Knochenkrankheiten entstehen, gleich darauf gibt man aber ganz naiv zu, daß auf Einreibungen des Quecksilbers selbst in enormen Quantitäten irgendwelche Veränderung der Knochentextur nicht erfolgt. Man reibt einem Hunde, über dessen Alter, Größe, Race, Geschlecht u. s. f. nichts gesagt wird, als ob diese Individualitätsverhältnisse so ganz ohne alle Bedeutung wären, tagtäglich eine ganze Drachme der stärksten Quecksilbersalbe ein (während bei dem wenigstens drei- bis viermal größern und stärkern Menschen nur um den andern Tag nicht mehr als höchstens eine halbe Drachme der Neapolitanischen Salbe, worin das Quecksilber nur zu einem Fünftel enthalten ist, eingerieben wird); und will daraus beweisen, daß das Quecksilber ein gefährliches Mittel ist, das in den zarten Schleimhäutigen Gebilden organische Gewebsveränderungen zu bewirken vermag. Wer hat jemals daran gezweifelt? Aber wer hat auch — in neuerer Zeit — mit diesem Mittel jemals so unverantwortlich gewirthschaftet?

Diese Eine große Lehre haben wir jedoch aus dem Desruelles'schen Experimente gewonnen, und dafür sind wir dem Experimentator zu Danke verpflichtet, daß die Quecksilbermittel an und für sich, d. h. ohne Verbindung mit Syphilis, selbst wenn sie in so überaus verschwenderischer Weise gereicht werden, ungeachtet mehrfacher anderer übler Folgen, an der Entstehung der Knochenkrankheiten gänzlich unschuldig sind. Mehr haben wir nie behauptet. In einem später geschriebenen Werke macht übrigens Desruelles, wie wir schon angeführt haben, das merkwürdige Geständniß, er habe früher auch geglaubt, daß alle Knochenkrankheiten nur vom Merkur bewirkt werden; seitdem habe er aber sich überzeugt, daß diese Affektionen auch bei solchen Venerischen beobachtet werden, die gleich von Anfang nur antiphlogistisch behandelt worden sind und keinen Gran Quecksilber bekommen haben. Und sodann setzt er hinzu: „Niemals gibt der Merkur bei Gesunden oder bei den von anderen Krankheiten Ergriffenen zu solchen üblen Zufällen und Verderbnissen Anlaß, wie bei Venerischen. Man wird wohl überall in Folge des Merkurs Salivation, Aphthen, Gliederzittern und Schmerzen wahrnehmen, aber diese Verderbnisse der Knochen erzeugt der Merkur nur, wenn er in Verbindung mit venerischer Krankheit tritt."

Der bekannte Chemiker Prof. E. L. D Schubarth in Berlin machte gleichfalls Versuche mit dem Quecksilber an lebenden Thieren. Er rieb einem Pferde 29 Tage lang Quecksilbersalbe ein, so daß 6 Pfund derselben verbraucht wurden. Das Pferd magerte ab, bekam Fieber, Durchfall, Speichelfluß, und endlich trat der Tod ein; aber obwohl Schubarth aus dem Blute des Merkurialisirten Thieres durch Destillation eine Flüssigkeit, in welcher Quecksilberkügelchen wahrzunehmen waren, gewonnen haben will (was anderen Chemikern nicht gelang), so wird doch nichts von irgend einer schädlichen Einwirkung des Metalls auf das Knochensistem des intoxicirten Thieres berichtet.

---

*) Behandl. ohne Quecks. deutsch von Günther, mit Vorr. von Fricke. Hamb. 1829, S. 19.

Auch keiner der bewährteren neuen Pharmakologen wagt es mit Bestimmtheit dafür sich auszusprechen, daß die Quecksilbermittel, selbst gemißbraucht, im Stande seien, Knochenkrankheiten zu erzeugen. Mein schmerzlich vermißter Freund, Prof. Leopold Franz Herrmann, dessen großes leider unvollendet gebliebenes Werk noch lange nicht genug gewürdigt ist, sagt [1]) ungeachtet einer sehr ausführlichen Schilderung der theils unangenehmen, theils bedenklichen Zufälle, welche der Mißbrauch des Quecksilbers erzeugt, keine Silbe davon, daß durch diesen Mißbrauch irgend ein Knochenübel hervorgerufen werde. Eben das gilt auch von K. Sundelin [2]), der mehrmals Gelegenheit hatte, die Einwirkungen des Quecksilbers auf bisher gesunde nicht-syphilitische Individuen zu beobachten, und wohl von Tabes und Paralysis aber durchaus nichts von Knochenkrankheiten meldet, und von Ph. Fr. W. Vogt [3]), der noch obendrein die merkwürdige Versicherung gibt, „eine dauernde Dyskrasie von Merkur, in welcher die einmal vorhandene abnorme Mischung sich regenerire und durch sich selbst immer fortwachse ohne ferneres äußeres Zuthun, wie dies bei andern Dyskrasien mitunter der Fall ist, so wie ein Zurückbleiben des Merkurs im Körper und nothwendigen Schaden desselben früher oder später, habe man nicht zu fürchten." Fr. Oesterlen [4]) dehnt seine gewohnte Skepsis sogar so weit aus, daß er an dem Dasein eines reinen Merkurialismus überhaupt zweifelt, und die Meinung äußert, daß, wenn sogenannte merkurielle Leiden entstünden, sie gewöhnlich die Folge seien nicht des Merkurs an sich, sondern der mit Merkur behandelten Syphilis, und B. Schuchardt, einer der jüngsten verdienstvollen Bearbeiter der pharmakologischen Wissenschaft [5]), der nur ganz flüchtig von einer durch allgemeine Quecksilbereinwirkung im Organismus hervorgebrachten Knochenaffektion spricht, ohne diese Affektion irgendwie näher zu bezeichnen oder thatsächlich zu beweisen, scheint seine Ansicht nicht sowohl aus der Erfahrung geschöpft, als vielmehr aus seinen Prämissen heraustheoretisirt zu haben. Würden die Quecksilbermittel Knochenleiden erzeugen können, so wäre der Sublimat, als dasjenige Mittel, welches seine Wirkungen nicht nur rascher und kräftiger, sondern auch gleichförmiger und sicherer vollzieht, als alle andern Quecksilberpräparate, gewiß am ehesten dazu geeignet. Allein der Sublimat bewirkt bekanntlich, wenn er einem gesunden Organismus in ungewöhnlich großen Gaben aus böser Absicht einverleibt wird, einen so rasch eintretenden Tod, daß an eine sichtbare Veränderung der Metamorfose kaum zu denken ist, und in kleinen Gaben anhaltend angewendet, bewirkt er zwar beträchtliche Störungen der Verdauung, Fieberbewegungen, partielle Lähmungen, Gesichts- und Gehörschwäche, Abzehrung, Blutspeien, Lungenphthisis und Exulcerationen der Magen- und Darmschleimhaut: aber Niemand hat noch durch ihn einen Knochenschmerz, geschweige ein intenseres Leiden des Knochensistems hervor bringen gesehen.

Noch mehr beweist die Unschuld des Quecksilbers an der Erzeugung der Knochenkrankheiten der Einfluß dieses Metalls auf den Gesundheitszustand derjenigen Menschen, welche wegen ihres Gewerbes mit demselben fortwährend zu thun haben. Dahin gehören, wie man weiß, die Arbeiter in den Quecksilberbergwerken, die Hüttenarbeiter, Hutmacher, Vergolder, Gürtler, Schwertfeger, Goldschmiede, Spiegelfabrikanten männlichen und weiblichen Geschlechts, Barometer- und Thermometerverfertiger u. s. w. Man sollte meinen, da das Quecksilber von den genannten Gewerbsleuten Jahrelang in Dampfgestalt eingeathmet und folglich, ohne den niedern assimilativen Apparat hindurchgeschritten zu sein, in seiner unverändert grellen Natur dem Blute direkt überliefert wird, es müßte seine feindselige Wirkung nothwendiger Weise bis auf die Knochen hin ausdehnen. Dies ist aber nicht der Fall. Schon **Antonius Musa Brassavolus**, der auf das Bestimmteste läugnet, jemals gesehen zu haben, daß ein mit Quecksilbereinreibungen behandelter Syphilitischer epileptisch, paralytisch oder apoplektisch geworden wäre (neminem vidi, qui ob inunctionem in aliquid horum inciderit), erzählt von Handwerkern, welche durch Einathmungen der Quecksilberdämpfe in Fallsucht, Lähmung und Schlagfluß verfielen (aurifices vidi, qui ob argenti vivi fumum in epilepsiam incidere, paralysin et apoplexiam), ohne der Knochenleiden auch nur mit Einem Jota zu erwähnen. Alle späteren Beobachter stimmen darin überein, daß als Folge jener fortgesetzten Einathmungen vor Allem ein eigenthümliches Zittern der Gliedmassen (Merkurialzittern), sodann Schmerz und Schwellung der Parotiden, Speichelfluß, zuweilen ein den ganzen Körper bedeckender pustulöser Ausschlag, vermindertes Sehvermögen, verminderte oder gänzlich aufgehobene Eßlust, Mattigkeit, blaßgelbe Farbe der Haut, blaue Ringe um die eingefallenen Augen beobachtet werden; von Knochenleiden, wenn man nicht etwa eine unangenehme Empfindung in den Zähnen, die aber die unzertrennliche Begleiterin des Speichel-

[1]) Sist. d. prakt. Arzneimittell. Wien 1826. II, 490 flg.
[2]) Hdb. d. speziell. Heilmittell. Berlin 1827. I, 236 flg.
[3]) Lehrb. d. Pharmakodyn. Wiener A. 1828. II, 349 flg.
[4]) Hdb. d. Heilmittell. 4. Aufl. Tüb. 1851. S. 105.
[5]) Hdb. d. allg. und speziell. Arzneimittell. und Receptirk. Braunsch. 1858, S. 459.

flußes ist, dahin rechnen will, ist nichts zu bemerken. In den Vorlesungen, welche G. Sigmond im J. 1837 in der Windmill-Street-School in London hielt, wird von einem Barometermacher erzählt, der nebst einem Gehilfen in einem Zimmer schlief, worin ein Topf mit Quecksilber auf einem geheitzten Ofen stand. In Folge der Einathmungen der Quecksilberdämpfe, womit das Zimmer erfüllt war, bekam der Arbeiter eine Salivation, die ihm alle seine Zähne raubte, und der Gehilfe ward von einer unheilbaren Lähmung ergriffen; von einer Knochenaffektion wird nichts erwähnt. Ebenso berichtet Bateman in seiner „Geschichte der Krankheiten der Spiegelfabrikanten", daß durch das Zittern, welches diese Fabrikanten befällt, ihr Gehen, Sprechen, Kauen gehindert wird, und daß sie bei länger andauernder Einwirkung des Giftes an Schlaflosigkeit, Verlust des Gedächtnisses, Trockenheit der Haut und einer eigenthümlich krankhaften Färbung des ganzen Körpers laboriren; aber auch hier ist von einer Erwähnung eines die Knochen betreffenden Leidens keine Spur zu finden. Wenn nun aber das durch Jahrzehnte ununterbrochen in Dampf-, also in der eindringendsten Gestalt dem durch keine Krankheit in seiner Dynamik und Metamorfose modifizirten Organismus überlieferte Quecksilber Knochenkrankheiten zu erzeugen nicht fähig ist, wie sollten, nach der Behauptung der Antimerkurialisten, wenige Grane Kalomels, gegen eine zu Hypertrophieen und Exsudationen geneigte Krankheit gegeben, Knochenkrankheiten zu erzeugen im Stande sein?

Sogar der Zufall gibt uns Beweise an die Hand, welche geeignet sind, die Gegner des Merkurs von der Ungerechtigkeit ihrer Anklagen gegen dieses Mittel in Betreff der Knochenkrankheiten zu überzeugen. In einem im VI. Bande des Edinburgh Medical and Surgical Journal abgedruckten Briefe aus Lissabon vom 10. Mai 1810 kommt die merkwürdige Geschichte des Schiffes „Triumph" vor, welches eine große Menge Quecksilbers an Bord nahm, das es aus dem Wrack eines von Kadix kommenden spanischen Schiffes gerettet hatte. Nach etwa 14 Tagen zerplatzten einige vom Seewasser ganz durchnäßte Schläuche, worin das Quecksilber enthalten war, und dieses floß in die innersten Schiffsräume. Die gesammte Schiffsmannschaft erkrankte; Jeder salivirte mehr oder weniger. Diejenigen, welche sich dem Platze, wo das Quecksilber lag, am nächsten befanden, waren am übelsten daran, ihr Gesicht und ihre Zunge schwollen fürchterlich auf. Die Leute wurden in's Hospital gebracht; aber außer einer schon vor dem Unfall mit einem Knochenbruche behaftet gewesenen Frau, dessen Callusbildung begreiflicher Weise dadurch vereitelt wurde, hatte keiner von den Verunglückten über ein Knochenleiden zu klagen. An einem andern Orte [1]) erfahren wir von einem in der Nacht am 11. Mai 1803 entstandenen schrecklichen Grubenbrande in den Quecksilberbergwerken zu Idria und dem dadurch über eine Anzahl von Arbeitern hereingebrochenen namenlosen Elende; 900 dieser Arbeiter wurden nach jenem Unglücke von einem Gliederzittern befallen, das täglich wiederkam, und nur dadurch etwas gelindert werden konnte, daß sich die armen Leute mit dem Bauche auf die Erde legten. Einer gab während des Paroxysmus seinen Geist auf. Die Anderen waren so kraftlos, daß man ihre Arbeitszeit auf 6 Stunden des Tages, ihren Arbeitslohn auf's Doppelte setzen mußte. Der Knochenleiden geschieht in diesem Berichte mit keinem Worte Erwähnung [2]).

* * *

Man mißverstehe uns jedoch nicht. Wir sind keineswegs gewillt in Abrede zu stellen, daß das Quecksilber unter gewissen Umständen die in der Syphilis schon vorhandenen Knochenkrankheiten verschlimmern kann (was aber auch schon bei den Goldpräparaten vorgekommen ist). Unter gewissen Umständen: denn zu rechter Zeit, am rechten Orte und in rechter Weise gereicht kann das Quecksilber die in der Syphilis schon vorhandenen Knochenkrankheiten auch verbessern. Das ist namentlich dann der Fall, wenn das syphilitische Knochenleiden noch frisch, wenn es entzündlicher Natur, und wenn keine zerstörende

---

[1]) Fr. Sartori Naturwunder des österr. Kaiserth. Wien 1810. II, 211 flg.

[2]) Ich verweise übrigens, was den gewerblichen Merkurialismus betrifft, auf das, während meine Schrift schon unter der Presse war, mittlerweile erschienene verdienstliche Werk von A. Kußmaul in Erlangen, das ich leider nicht mehr benützen konnte. K. theilt eine große Zahl theils von ihm selbst, theils von Anderen gemachter Beobachtungen mit, welche sämmtlich beweisen, daß bei Quecksilberarbeitern von einer Knochenerkrankung, die ihren Grund in einer Beschäftigung mit diesem Metall hätte, nie und nimmer die Rede sein kann. So berichtet u. A. Heinrich Albinger, ein praktischer Arzt zu Fürth in Baiern, daß er bei mehr als 200 Arbeitern und Arbeiterinnen in den dasigen zahlreichen Spiegelfabriken auch nicht einen einzigen Fall von Knochenleiden auffinden konnte, und ebendasselbe behauptet der Erlanger Arzt Chr. Bäumler, der den Zustand der Arbeiter in den 6 Spiegelfabriken des Böhmerwaldes einer sorgfältigen Prüfung unterzog. Höchst merkwürdig ist, was aus K.'s Schrift gleichfalls hervorgeht, daß kein Quecksilberarbeiter syphilitisch wird, obwohl sich nicht annehmen läßt, daß gerade diese Menschenklasse sich nie einer Ansteckung aussetzt. (Kußmaul Unterss. über den konstitutionellen Merkurialismus u. s. w. Würzb., Stahel, 1861, 8)

Caries vorhanden ist. Aber wir läugnen auf das Entschiedenste, daß es in der Natur des Quecksilbers liege, sei es in sei es außer der Syphilis, Knochenkrankheiten zu erzeugen. Also nur wenn in der Syphilis das Quecksilber unzweckmäßig gereicht wird, kann durch die Verbindung der Syphilis mit der Merkurialeinwirkung eine schlimmere Knochenkrankheit in's Dasein gerufen werden, als ohnedies schon da war. Zu behaupten, daß wegen einiger Grane Kalomels, die man z. B. in einer Leberentzündung durch ein Paar Tage gereicht hat, mehrere Jahre nachher Tophen, Exostosen und Caries entstehen, ist barer Unsinn. Der Staub, welchen die Antimerkurialisten, und besonders jener der allerneuesten Zeit, aufgewirbelt haben, ist eben nur Staub; bei dem ersten Anhauch, mit welchem der von der Erfahrung geleitete Genius der Wissenschaft ihn anbläst, muß er verwehen, und die Sonne der Wahrheit bricht um so leuchtender hervor.

Aber das ist nun einmal die nicht eben sehr erfreuliche Sitte so mancher modernen „Ritter vom Geiste." Jeder Schritt, den sie thun, gilt ihnen als ein Fortschritt, mag er auch einem Rückschritt so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern; sie zehren vom Abhub vergangener Zeiten, den sie in etwas veränderter Form beharrlich wiederkäuen, geberden sich aber dennoch, als brächten sie etwas ganz absonderlich Neues zu Markte; sie bedenken nicht, daß man in einer Erfahrungswissenschaft, deren Einfluß auf das Wohl und Wehe der gesammten Menschheit ein unermeßlicher ist, gar kein Recht hat, neu zu sein, oder auch nur neu zu scheinen, wenn das Neue nicht zugleich das von allen Seiten anerkannte, unwiderleglich Gute ist; sie mißachten die wahren wissenschaftlichen Größen, auf deren Schultern sie stehen, und bespiegeln sich mit Selbstgefälligkeit ohne Unterlaß in ihrer eigenen geträumten Größe (statim sapiunt, statim sciunt omnia, neminem verentur, imitantur neminem atque ipsi sibi exempla sunt, sagt schon Plinius d. j. von den Geistern ähnlichen Schlages zu seiner Zeit); sie lieben nicht die Wahrheit, nur sich, nicht die Wissenschaft, nur den Vortheil und die vorübergänglichen Ehren, welche die Wissenschaft abwirft; darum scheuen sie auch die mühsamen Untersuchungen und entheiligen den Ernst der strengeren Muse durch dilettantenhaftes Hin- und Herreden und modisches Popularisiren solcher Materien, die für den populus am allerwenigsten sich eignen (hat doch ein Hippokrat des Jahres 1861 sogar die Lehre von der, selbst für den gewiegtesten Praktiker zuweilen ganz enorm schwierigen, Erkenntniß und Kur der Kinderkrankheiten in einem „Taschenbuch für Mütter" nicht abgehandelt, sondern gemißhandelt!); sie haben in ihrem grobkörnigen Materialismus nicht den allerentferntesten Sinn für das durch Aug', Ohr und Hand allein nicht Erfaßbare (in Bezug auf unser Thema demnach für die Spezifizität des syphilitischen Krankheitsprozesses, die, wenngleich chemisch nicht nachweisbar, dennoch durch eine tausendfältige Erfahrung bestätigt ist), und verzetteln so, gleich verschwenderischen Söhnen, das von den Vätern überkommene geistige Vermächtniß, sowie — wenn sie Deutsche sind — den theuer erworbenen Ruhm ihrer großen Nation, „ein Volk von Denkern" zu sein. Exoriatur aliquis ultor. Der Uibermuth solcher Gesellen verdient eine Zurechtweisung *).

---

*) Schon als diese Arbeit längst vollendet war (ihr Druck ist durch allerlei unvorhergesehene Umstände, insbesondere durch eine schwere und langdauernde Krankheit des Verf., verzögert worden), erhielt ich F. A. Simon's neueste Schrift: „Die Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber u. s. w. Hamb. 1860, 8.", worin der längst vortheilhaft bekannte Mann die Geißel über den Wiener Antimerkurialisten neuesten Datums mit gewohnter Virtuosität schwingt, aber auch den ganzen Reichthum seiner geschichtlichen Kenntniß und seiner Erfahrung im Gebiete der Syphilis entfaltet. In Betreff der Knochenkrankheiten, die Hr. Simon übrigens nur ganz kurz abfertigt (obwohl schon in diesem Wenigen manches schätzbare Material zur Bekämpfung antimerkurialistischer Uibereilungen enthalten ist; dahin rechne ich die auf S. 252—53 freilich nur höchst flüchtig erzählten Krankengeschichten aus seiner Praxis), scheint er mir aber mit seinem Gegner immer noch allzuglimpflich zu verfahren und Concessionen zu machen, die ich auf Grundlage meiner Untersuchungen als unzuläßig erachten muß. Hätte ich auch nur bei einem einzigen der mir zu Gesicht gekommenen Syphilidologen des 15. und 16. Jahrhunderts gefunden, daß er die Knochenkrankheiten in der Syphilis der Quecksilberkur zuschreibt, ich würde es gewissenhaft angegeben haben. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Selbst die entschiedensten Quecksilberfeinde gehen so weit nicht, daß sie es wagten, offen und bestimmt von einem Caussalnexus zwischen Knochenaffektionen und Quecksilber zu sprechen. Ich beharre demnach dabei, daß die Knochenaffektionen als pathognomonische Symptome der Syphilis zu bezeichnen sind; und nur von einer Verschlimmerung derselben durch einen heutzutage wohl nur selten vorkommenden unsinnigen Quecksilbermißbrauch kann allenfalls die Rede sein.

Anhang.

Gestatte man nur noch, ehe ich von meinen Lesern scheide, einige wenige Worte, welche mir die Sorge für das Wohl der Menschheit diktirt hat. Höchst ehrenvoll ist das Bestreben der Aerzte, die ausgebrochene Syphilis zu heilen, und wahrhaft bewunderns- würdig ist ihr Fleiß und ihre Ausdauer in Aufsuchung der entsprechendsten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Schon dieser eine Umstand würde die hohe Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit dieses vortrefflichen Standes umsomehr beweisen, als gerade die Syphilis eine jener Krankheiten ist, gegen welche, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, die Naturheilkraft nur in seltenen Fällen mit Erfolg ankämpft. Aber unbegreiflich bleibt es, warum die Aerzte nicht ebendieselbe Ausdauer anwenden, um die Syphilis zu verhüten. Mit aller Macht, mit dem äußersten Aufgebot ihrer Kräfte sollten sie dahin wirken, daß diese scheußliche, ganze Generationen in das tiefste Elend stürzende Pest endlich einmal von dem Boden der Erde hinweggefegt, oder wenn dies durchaus unmöglich sein sollte, wenigstens bis auf das kleinste Maß ihrer Verderblichkeit und den geringsten Grad ihrer Ausbreitung zurückgeführt werde. Daß dieses stattfinden könne, von dieser Uiberzeugung bin ich auf das Innigste durchdrungen.

Man hat freilich gesagt: Optimum Prophylacticum contra Venerem est abstinentia a Venere. Ist das Alles? Wohlgemeint mag dieser Ausspruch sein, aber praktisch ist er nicht. Nie und nimmer wird man es dahin bringen, junge, gesunde und wohlorganisirte Menschen zur völligen Abstinenz zu bekehren *). Die Möglichkeit einer Zurückweisung natürlicher Triebe in vernunftgemäße Schranken läugnen zu wollen, wäre Wahnsinn. Ja, der Wille des wohlerzogenen Menschen vermag viel. Aber nicht alle Menschen sind wohlerzogen, aber der Wille vermag nicht Alles. Kein Trieb ist gänzlich ausrottbar, am allerwenigsten der Sexualtrieb, welchem an unbezwinglicher Gewalt, an wildem Ungestüm alle anderen sinnlichen Triebe, sogar der Selbsterhaltungstrieb, nachstehen. Der Beweis ist, daß so manche Thiere sogleich nach der Begattung untergehen. Wäre es so, ließen die Triebe sich ausrotten, dann stünde es schlimm um die Zwecke der Natur und die Erde würde bald geschöpflos. Uiberlassen wir also das moralisirende Geschwätz Jenen, in deren Beruf es liegt, den Menschen zu einem Aether- gewobenen Wesen hinaufzuschrauben, obwohl sie die Schwere des Leibes in jedem Augenblicke verspüren und namentlich die Uibermacht des Geschlechtstriebes aus mehrfacher unliebsamer Erfahrung an sich selbst gar wohl kennen. Aerzte müssen wahr sein, wie die Natur, deren Priester sie sind, wahr ist; Pruderie und mädchenhafte Ziererei kleidet sie schlecht, Heuchelei entehrt sie.

Man hat ferner eingewendet, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes sei ja das geheiligte Institut der Ehe da. Ganz wohl. Aber in den Stand der Ehe kann nicht Jedermann zu jeder Zeit treten. Dem Einen verbietet es der Staat (man denke nur an den Kriegerstand); dem Andern ein Motiv konfessioneller Art; dem Dritten das Kümmerliche seiner Privatverhältnisse. Oder will man das ohnehin schon furchtbar angehäufte Proletariat (ein, wenn man die Etymologie des Wortes berücksichtigt, sehr bezeichnender Ausdruck) noch mehr überhand nehmen lassen? Vor dem 35.—40. Lebensjahre wird ein gewissenhafter Mann Bedenken tragen, eine Familie zu gründen; weil, wie unsere sozialen Zustände nun einmal beschaffen sind, und wie sie sich in Zukunft schwerlich verbessern, eher verschlimmern werden, vor dieser Zeit die wenigsten Männer Aussicht auf ein auch nur halbwegs sorgenfreies Ernähren ihrer Angehörigen haben. Und doch manifestirt sich gerade in den Zwanziger

---

*) Unwillkürlich wird man hiebei an das erinnert, was in Shakespeare's Maaß für Maaß Akt 2 Scene 1 ein Mann aus dem Volke einem hohen Staatsbeamten zuruft, der Miene macht, den außerehelichen Umgang mit Frauenzimmern exemplarisch zu bestrafen: „Will Euer Herrlichkeit aus allen jungen Leuten Wallachen und Kapaunen machen?“ — „„Nein.““ — „Sieht Euer Herrlichkeit, so werden sie nach meiner geringen Meinung nicht davon lassen.“

und Dreißiger Lebensjahren der Sexualtrieb am stärksten. Daß übrigens die Ehe (wenn sie nicht aus reinster und uneigennützigster Liebe geschlossen ward, was freilich die Regel sein sollte) diesen Trieb nicht immer befriedigt, ist eine alltäglich zu machende, wenngleich zu beklagende Beobachtung.

Man hat endlich von jener wohlthätigen Einrichtung der Natur gesprochen, durch welche sie den angehäuften Generationsstoff von Zeit zu Zeit entleeren und so das Individuum von dem Drange nach geschlechtlicher Vereinigung auf lange hinaus erfolgreich befreien soll. Das ist, offen gestanden, eine jener von Vater auf Sohn und Enkel sich vererbenden, theils absichtlichen, theils unabsichtlichen Täuschungen, wie deren mehrere im Leben vorzukommen pflegen. Denn weder kommen die nächtlichen Entleerungen des Sperma so regelmäßig vor, noch auch beseitigen sie nachhaltig genug die Begierde zum Coitus; weil selbst dann, wenn der Erguß in beträchtlicher Menge stattfindet, was gewiß weniger oft der Fall ist (ich rede natürlich nur von den normalen Pollutionen), durch die Befreiung der Genitalien von der sie beengenden Last die Receptivität ebenso wie die Reaktion nicht nur nicht verringert, sondern im Gegentheil erhöht wird, indem ja die Funktion der Testikeln ununterbrochen fortgeht. Man lese nur, was über diesen Punkt — um von anderen Schriftstellern der alten und neuen Zeit zu schweigen — Zimmermann von der Erfahrung in der A. K. II, 408 und P. Frank Sist. d. med. Pol. I, 94 flg., trotz ihrer sehr soliden Denkungsart in solchen Dingen, anführen.

Da nun erwiesenermassen der Sexualtrieb weder durch die molimina naturae noch durch die molimina mentis mit Stumpf und Stiel auszurotten ist, so muß man wenigstens trachten, die Syphilis auszurotten. Optimum Prophylacticum contra Venerem est abolitio, vel si hoc prorsus impossibile esset, saltem labefactatio contagii syphilitici wäre daher ein mehr wahrheitsgemäßer und weniger heuchlerischer Spruch als der obige; weil, wie der alte Römer sagt, homo sum, nihil humani a me alienum puto. Aber wie die Vernichtung oder wenigstens Schwächung des syphilitischen Contagiums anstreben und zu Stande bringen? Dazu gibt es meines Erachtens nur Einen Weg: Man verhüte die Erzeugung, folglich auch die Aufnahme und Verbreitung des syphilitischen Contagiums; denn an das Gelingen einer Tilgung desselben nach geschehener Aufnahme wird wohl kein erfahrener Arzt der Gegenwart mehr glauben. Alle bis jetzt vorgeschlagenen Tilgungsmittel haben sich als ungenügend erwiesen.

1) Man errichte zum Zwecke der Verhütung öffentliche Häuser, um mich eines euphemistischen Ausdrucks zu bedienen, die Lupanaria der Alten, unseren Zeit- und Sittenverhältnissen angemessen eingerichtet. Sie sind ein nothwendiges Uibel, so sehr sich auch unser sittliches und selbst unser ästhetisches Gefühl dagegen sträuben mag, und es ist eine Schmach, daß man diese Nothwendigkeit nicht schon längst eingesehen und darnach gehandelt hat *). Daß dadurch einige junge Leute möglicherweise Gelegenheit bekommen, ihren Lüsten über die Gebühr zu fröhnen, ist kein gegründeter Einwand gegen die Errichtung solcher Häuser. Besser daß einige leichtsinnige Bursche zu Grunde gehen, als daß von Geschlecht zu Geschlecht eine Seuche sich forterbt, die ebenso ekelhaft wie entehrend ist. Ausschreitungen der Jugend läßt sich ja durch Erziehung und Unterricht wirksam entgegenarbeiten. Und besser, fügen wir hinzu, daß der Jugend Gelegenheit gegeben wird, ihren nun einmal nicht völlig zu bändigenden Trieb auf natürlichem Wege zu befriedigen, als daß sie ihn, wie es leider so oft geschieht, auf unnatürlichem befriedigt; besser daß Dirnen benützt, als daß Jungfrauen verführt, Frauen ihrer Pflicht abwendig gemacht, und beide um ihr ganzes Lebensglück in unverantwortlicher Weise betrogen werden.

2) In diese öffentlichen Häuser dürfen nur junge, kräftige, vollkommen gesunde Dirnen Zutritt erhalten, welche daher vor ihrem Einlaß von einem eigens hiezu bestellten, beeideten, ebenso sachkundigen als charaktertüchtigen, und — selbstverständlich — genügend besoldeten Arzte, bei Verlust seiner Stelle und anderweitiger Strafe im Unterlassungsfalle, strengstens untersucht werden müssen.

3) Dieser Arzt muß tagtäglich ein, allenfalls zwei Mal die Runde im Hause machen, jede darin befindliche Dirne genau visitiren, und so wie er auch nur den leisesten Verdacht auf eine syphilitische oder auch nichtsyphilitische Krankheit hat, die Person sogleich aus dem Hause entfernen und dem Spital zur Behandlung überliefern. War sie syphilitisch, so darf sie

---

*) Cunctis hominibus bene fecisti, Solon: nam te commemorant esse auctorem principem adeo popularis ac salutaris rei. In urbe juvenes cum videres plurimos, quibus deesset nil naturae partium, libidinantes in ea quae attingi nefas; emtas mulieres certis statuisti in locis in hoc paratas publici ut juris forent. Haud sat bene te habes? tentigine laboras? aperta janua est. Sat obolus: intra! Athen. Lib. XIII. cap. 25.

nicht mehr in das Haus aufgenommen werden, auch wenn sie geheilt worden wäre, weil die Heilung möglicherweise nur scheinbar sein konnte.

4) Kein Frauenzimmer darf sich allzuoft den Männern hingeben, sowie auch kein Frauenzimmer länger als höchstens fünf Jahre in einem öffentlichen Hause geduldet werden darf, weil ein allzuofter und allzulanger Betrieb dieses Gewerbes, einer bekannten Erfahrung zufolge, die Genitalien corrumpirt und die sogenannte spontane Erzeugung des Contagiums ermöglicht.

5) Nicht minder werde jeder Mann, der in das Haus eintritt, von dem Hausarzte sorgfältig, besonders in Bezug auf Genitalien, Haut und Rachen, untersucht und nicht eher zur geschlechtlichen Vereinigung zugelassen, bis seine Gesundheit auf's Unzweideutigste konstatirt ist. Will er sich's nicht gefallen lassen, mag er unverrichteter Dinge abziehen. Wird er als syphilitisch inficirt befunden, so hat der Arzt die Verpflichtung, ihn um seinen Namen und Wohnort zu befragen, zur Eruirung der Wahrheit um Legitimationspapiere sich zu erkundigen oder auf eine andere für zweckmäßig befundene Weise sich über die Identität der Person zu vergewissern, und von dem vorgekommenen Falle sogleich die Anzeige an die Behörde zu machen. Diese Maßregeln würden ohne Zweifel auch dazu beitragen, nicht nur jene Personen, die sich fisisch unrein wissen, von dem Besuche solcher Häuser, sondern von einem stärkeren Besuche derselben überhaupt abzuhalten und exorbitanten Gelüsten Zaum und Zügel anzulegen.

6) Die Assistenz einiger handfester Hausdiener zur Sicherung des Arztes vor etwaigen Beleidigungen, zur Abwehr anderer leicht möglichen Ausbrüche der Rohheit, und überhaupt zur Bewahrung der Ordnung im Hause wäre allerdings auch wünschenswerth.

7) Jedes in eine Stadt oder auch nur in das kleinste Dorf neuankommende, den niedern Ständen angehörende weibliche Individuum, jeder zureisende Handwerksbursche muß sich gleichfalls der Untersuchung durch einen dazu bestellten Arzt unterziehen, und falls sich Spuren von Erkrankung bei ihm finden, sofort in ärztlichen Angriff genommen werden.

8) Jede nicht in dem behördlich gebilligten öffentlichen Hause vorkommende Prostitution muß von den hiezu bestellten Schutzmännern der öffentlichen Gesundheit aufgesucht, verboten, und einer gerechten, selbst hartscheinenden Strafe überliefert werden; es müßte denn sein, daß es erwiesen ist, eine Person lebe im außerehelichen, durch konventionelle Formen nicht sanktionirten Verband mit einem Manne und nur für diesen Mann, was aber begreiflicher Weise nicht für Prostitution gelten kann.

Es sind dies nur einige wenige Punkte, die ich hier anführte, um der Syphilis endlich Meister werden zu können. Ich weiß, daß sie noch bedeutend vermehrt oder daß statt ihrer bessere aufgestellt werden könnten. Aber es war mir ja hier nur um eine Anregung zu thun. Immerhin wird durch die von mir angegebenen Mittel die Erzeugung des syphilitischen Contagiums vielleicht nicht gänzlich hintangehalten werden können, immerhin wird es noch manchen Schlupfwinkel der Gemeinheit geben, in welchen zu dringen auch dem wachsamsten Auge nicht leicht möglich sein dürfte; aber man wird doch zugeben müssen, daß durch jene Mittel wenigstens eine Hauptquelle der Erzeugung des syphilitischen Contagiums verstopft und die bis zum Erschrecken große Verbreitung desselben verhindert werden könnte. Mögen wohldenkende Männer der Wissenschaft und der Regierung im Bunde mit einander sich dieser sehr, sehr ernsten Sache ernst, beharrlich und nachdrücklich annehmen. Man hat durch weise Maßregeln die Pest von den Bewohnern Europa's glücklich abzuhalten gewußt. Ist die Syphilis weniger scheußlich, weniger werth, mit den Waffen unseres Geistes verfolgt und für immer vernichtet zu werden, als die Pest? Will man fortfahren, sie Verheerungen anrichten zu lassen, die nicht nur das Individuum zu Grunde richten, sondern auch auf die Familie, somit auf das ganze menschliche Geschlecht den verderblichsten Einfluß ausüben? — Principiis obsta, sero Medicina paratur.

Druck von Franz Slawik.